
Thorsten Helbing

Die sieben Seiten der Seltsamkeiten

Die Geschichte einer ungewöhnlichen Freundschaft

Prolog: Der dämonische Blick

Als der September gerade vorbei war und der Oktober schon angefangen hatte, also im Winterhalbjahr, bekam unsere Klasse eine neue Mitschülerin. Ihr erstes Erscheinen kam ziemlich überraschend, denn unser Unterricht hatte gerade begonnen, als plötzlich jemand die Tür öffnete und eintrat. Die ganze Klasse blickte plötzlich wie gebannt Richtung Tür. »Entschuldigung, ich habe mich verspätet, ich habe den Klassenraum nicht gleich gefunden«, sagte sie etwas atemlos.

Unser Lehrer stellte sie uns vor, erklärte sie zur neuen Mitschülerin und wies ihr einen Platz zu, um dann in gewohnter, wie immer langweiliger Weise mit dem Unterricht fortzufahren. Mein erster Eindruck war etwas verwirrend, da er eher widersprüchlich war: Unsere neue Mitschülerin sah auf den ersten Blick normal, eigentlich sogar ziemlich hübsch aus, aber zugleich hatte sie etwas Unheimliches an sich. Sie war etwa 1,68 Meter groß, schlank, ihr Haar war eine Mischung aus Kastanienbraun und Rot, glatt und fiel ihr bis auf die Schultern, sie trug eine helle Jeansjacke und darunter einen dunkelgrünen Pullover, ihre Jeanshose war dunkelblau und ihre Halbschuhe flach und dunkelbraun, fast schwarz. Ihr Schulranzen bestand aus einer schwarzen Ledertasche. Wenn man sie jedoch eine Weile ansah, bemerkte man schnell, das etwas mit ihren Augen anders war, sie strahlten eine unheimliche Aura aus, waren angsterregend, fast dämonisch.

Im weiteren Verlauf des Unterrichts verhielt sie sich still, und wenn sie etwas gefragt wurde, dann antwortete sie ziemlich einsilbig. Deshalb merkte man kaum etwas von ihrer Anwesenheit, außer wenn man mal zufällig in die Richtung sah, in der sie war. Trafen sich ihr und mein Blick zufällig, hatte ich das Gefühl, als würde mir jemand direkt tief in die Seele blicken und fühlte sowas wie einen leichten Blitzschlag.

Die nächsten Tage verliefen relativ ereignislos, aber mir fiel auf, daß unsere neue Mitschülerin offenbar von allen gemieden wurde, sogar von den Mädchen in unserer Klasse. Keiner schien sich mit ihr unterhalten zu wollen, sie blieb auch in den Pausen allein, in der Schulstunde setzte sich niemand neben sie (was sicher auch daran lag, daß alle bereits ihren festen Tischnachbarn gefunden hatten und keiner, außer ihr, mehr allein zu sitzen brauchte), und am Unterricht beteiligte sie sich kaum. Als Grund konnte ich nur vermuten, daß es wahrscheinlich mit ihrer unheimlichen Ausstrahlung zu tun hatte, denn ich hatte es schon mehrmals beobachtet: Wenn schonmal jemand mit ihr sprach, dann versuchte er ihrem Blick auszuweichen und das Gespräch auf ein Mindestmaß zu reduzieren, sogar wenn es ein Lehrer war. Ob ich mich anders verhalten hätte, kann ich nicht sagen, ich mußte jedoch im Laufe der Zeit feststellen, daß ich sie zwar unheimlich, aber andererseits auch faszinierend fand. Sicherlich spielte meine Neugier auf alles Unbekannte dabei auch eine Rolle. Ich stellte sogar fest, daß ich ihrem Blick eine Weile standhalten konnte, wenn auch der Blitzschlag dann etwas heftiger war, aber keineswegs unangenehm, sondern so als würde sich so eine Art kribbelnder Kriechstrom aufbauen. Eine Gelegenheit mit ihr zu sprechen ergab sich jedoch nicht, da ich mich erstens nicht traute und sie anfangs nur zwei- oder dreimal eine ihrer Mitschülerinnen ansprach und dann darauf verzichtete. Mit wem sie auch redete, alle wichen ihr aus und keiner traute sich ihr in die Augen zu sehen, und so war es kein Wunder, daß sie

es aufgab. Selbst wenn jemand einen Witz machte und die ganze Klasse lachte, blieb sie immer ernst und lächelte nie.

Der Rest der Woche verlief, ohne daß sich an der Situation etwas änderte. Irgendwie tat sie mir leid, andererseits wußte ich auch nicht, was ich daran ändern sollte. Wenn sie schon nicht mit den Mädchen in unserer Klasse sprechen konnte, dann hatte sie sicher noch weniger Interesse an einem Gespräch mit mir. Und hätte ich sie von mir aus einfach so angesprochen, hätte sie sich vielleicht veralbert gefühlt, so nach dem Motto: Da spricht einer nur aus Mitleid mit mir. Ich fand das schade, mußte es aber dabei belassen.

Wie meistens in solchen festgefahrenen Situationen übernahm der Zufall die Regie und wollte es, daß am nächsten Tag mein Tischnachbar krank war und nicht zum Unterricht kam, außerdem hatten wir eine Freistunde. Meine Klassenkameraden zogen es vor, während dieser Zeit in die Stadt zu gehen, aber ich wollte die Sonderpause sinnvoller nutzen und setzte mich an einen Tisch in der fast leeren Pausenhalle, um die Hausaufgaben der letzten Stunde zu erledigen. Da geschah es:

Ich hatte mich völlig in die Arbeit vertieft und bekam deshalb gar nicht mit, was um mich herum passierte. Deshalb war ich total überrascht, als ich plötzlich diese Stimme hörte:

»Entschuldigung, darf ich mich hier hinsetzen?«

Erschreckt fuhr ich zusammen, denn einmal hatte mit sowas gar nicht gerechnet, zum anderen ahnte ich bereits, wem die Stimme gehörte.

Ich drehte mich um und fühlte wieder diesen eigenartigen Kriechstrom, denn es war wirklich das Mädchen mit den Dämonen Augen. Und in diesen grünen Augen, die ich jetzt zum ersten Mal so nahe sah, konnte ich wieder diese seltsame Unheimlichkeit erkennen, aber gleichzeitig auch etwas Unsicherheit und ihrem Gesichtsausdruck konnte ich deutlich ansehen, daß sie schon eine Ablehnung erwartete. Was sollte ich ihr antworten?

1. Seite: Schwitzfrieren

»Klar«, sagte ich, als wäre es eine Selbstverständlichkeit, »natürlich darfst du das.«

Ich bin mir bis heute nicht ganz sicher, was mich damals dazu brachte, so eine einfache Antwort zu geben (sie sich noch als folgenschwer herausstellen sollte). War es Anstand oder Neugier? Oder beides? Ich weiß es nicht. Jedenfalls schien sie diese Antwort zu überraschen, denn für Sekundenbruchteile erschien es mir, als würde sie zum ersten Mal lächeln, ganz zaghaft nur, aber es konnte auch eine Täuschung sein.

»Danke«, sagte sie, legte ihre Jacke auf den Stuhl mir gegenüber und setzte sich dann, um ihre Schulsachen hervorzuholen.

Ich versuchte, mich wieder in die Arbeit zu vertiefen, aber mir wurde schnell klar, daß es ganz unmöglich war, denn in Gedanken war ich ganz woanders. Schonmal mit einer Dämonin am Tisch gesessen, kam mir plötzlich diese Frage in den Kopf, und ebensoschnell gab ich mir die Antwort: Ja, sehr zu empfehlen. Aus den Augenwinkeln heraus sah ich, daß sie nun auch ihre Hausaufgaben machte und schließlich sogar eher fertig wurde als ich, da ich in meiner geistigen Verwirrung noch mehr Fehler gemacht hatte als sonst und deshalb nochmal ganz von vorn anfangen mußte.

Gerade schaute sie aus dem Fenster. Eine Weile machte ich weiter, dann tat ich es ihr nach, um über etwas nachzudenken.

»Meinst du, das hier ist richtig?« fragte sie mich plötzlich, zeigte mir ihre Mappe und das, was sie aufgeschrieben hatte. Ich sah es mir an, obwohl es eigentlich überflüssig war, denn es war alles richtig. Mir fiel auf, daß sie eine wunderschöne Handschrift hatte, die man problemlos lesen konnte, schon deshalb ließ ich mir beim Durchsehen doppelt soviel Zeit.

Und nicht nur das, auch ihre Stimme war total angenehm, harmonisch, klar und irgendwie herzlich.

»Ja ich glaube schon«, antwortete ich und wollte ihr die Mappe zurückgeben, aber plötzlich sagte sie:

»Halt, nein! Du kannst doch bei mir abschreiben. Wenn du dich beeilst, bist du noch vor der nächsten Pause fertig.«

»In Ordnung«, gab ich zurück und schaute kurz auf die Uhr. Es wurde knapp werden, mir bleiben gerade noch fünf Minuten. Also legte ich einen Zahn zu und war tatsächlich noch vor der Pause fertig.

»Geschafft« sagte ich und gab ihr die Mappe zurück. Gerade in diesem Augenblick klingelte es. Ich stand auf und brachte meine Schultasche vor den nächsten Unterrichtsraum. Die Räume an dieser Schule hatten alle seltsame Bezeichnungen, S01B04 hieß zum Beispiel „Stockwerk 1, Raum B4“. Aus diesem Grund war es für jemand, der neu hierherkam, tatsächlich nicht einfach, sich gleich zurechtzufinden.

Da wir an diesem Tag nicht mehr zusammen Unterricht hatten, sah ich sie in den restlichen Stunden nicht mehr. Dafür meldete sich meine innere Stimme:

- Sie hat dir geholfen und du hast dich noch nicht mal bedankt. Das solltest du so schnell wie möglich nachholen.

- Mache ich sofort, wenn sie mir nochmal begegnet.

Aber an diesem Tag sah ich sie nicht mehr. Woran das lag, konnte ich nicht sagen, aber wenn ich ehrlich zu mir war, fand ich es schon ein bißchen schade. Deshalb nahm ich mir fest vor, die nächstbeste Gelegenheit dafür zu nutzen.

Am nächsten Tag war mein Tischnachbar immer noch krank. Ich hatte mein Vorhaben schon fast wieder vergessen, aber es fiel mir sofort wieder ein, als ich sie sah. Die erste Stunde hatten wir zusammen Unterricht und mußten vor der verschlossenen Klassentür auf den Lehrer warten. Dort stand sie, etwas abseits von den restlichen Schülern, mit dem Rücken an die Wand gelehnt und starrte vor sich auf den Boden. Alle anderen waren entweder stehend am diskutieren oder hatten sich auf den blanken Fussboden gesetzt.

Ich wußte, daß es gefährlich war, sie anzusprechen. Dazu war zweifelsohne Mut erforderlich, und der konnte rasch verfliegen, sobald mich ihr dämonischer Blick traf. Andererseits hatte ich ja sowieso nichts zu verlieren, und wenn's schiefging, konnte ich mir immerhin sagen, ich hatte es wenigstens versucht.

Ich ging also zu ihr hin, stellte mich neben sie, lehnte mich ebenfalls an die Wand und sagte dann so unbefangen wie möglich:

»Morgen!«

Sie reagierte nicht.

Mein Herz begann mir in die Hose zu rutschen, mein Mut war sich ebenfalls am verflüchtigen und ich fragte mich, ob das, was ich vorhatte, überhaupt einen Sinn machte. Aber zum Glück kam mir eine Idee. Ich stellte mich genau vor sie, so daß sie zumindest meine Schuhe sehen mußte, und sagte dann nochmal etwas länger:

»Morgen!«

Und plötzlich sah sie mich an. Ich erschreckte mich wieder etwas und spürte wie immer diesen seltsamen Kriechstrom.

»Hm? Du meinst mich? Entschuldigung, das habe ich gar nicht mitgekriegt«, sagte sie.

Nun wollte ich meinen kurzen Text aufsagen, doch in meinem Hirn tobte das Chaos und meine Sprechmuskeln versagten, so daß ich für Sekundenbruchteile keinen Ton über die Lippen brachte. Erst jetzt fiel mir auf, daß sie lustige Sommersprossen auf der Nase hatte, sie ihr sehr gut standen. Sie sah mich mit einem aufmerksamen, gar nicht mal dämonischen Blick an, der mir sagen wollte: »Du kannst ruhig weiterreden, ich höre zu.«

Zum Glück fand ich meine Fassung wieder.

»Ich... ich wollte mich nur für Deine Hilfe von gestern bedanken. Das... war sehr nett von dir!«

Meine Kehle war vor Aufregung verflüxt trocken geworden. Ich tat so, als müßte ich kurz husten.

»Ach das«, sagte sie und lächelte, »das war doch selbstverständlich. Ich hab's gern getan!« Jetzt lächelte sie, zum ersten Mal sah ich es und war sofort beeindruckt. Wenn sie lächelte, verwandelte sich ihre dämonische Aura sofort in das Gegenteil um, es war direkt begeistert, hinreißend und berauschend und brachte die ganze Umgebung zum Leuchten. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich vergessen, wer ich war, was ich war und wo ich war, sondern sah nur noch sie, ihr Lächeln und viel helles Licht um sie herum. Sowa hatte ich noch nie erlebt, noch nicht mal, als ich heftigst verliebt war, und dieser Zustand schien auch eine ganz andere Bedeutung zu haben, die ich damals noch nicht verstand. Jetzt mußte ich ebenfalls lächeln, obwohl es bei mir sicher nicht annähernd so toll aussah wie bei ihr. In diesem Moment kam jedoch unser Klassenlehrer, schloß die Tür auf und brachte mich damit ruckartig in die Wirklichkeit zurück.

Für den Rest der Stunde war ich nicht zu gebrauchen, denn dieses Erlebnis von vorhin war zu stark und eindrucksvoll gewesen und ging mir immer noch im Kopf herum. Wieso konnte mich ein einziges Lächeln so aus der Bahn werfen? Hatte ich mich in sie verliebt? Aber wenn ich mich in sie verliebt hatte, wieso war sie mir dann immer noch unheimlich? Sollte ich das jetzt vertiefen oder Zurückhaltung üben? Hatte ich das alles überhaupt wirklich erlebt, oder war es nur ein Tagtraum? Hatten es auch andere gesehen?

»Hallo da vorn, aufwachen!« hörte ich plötzlich eine strenge Stimme und wurde aus meinen Gedanken gerissen. Unser Klassenlehrer hatte mich vergeblich angesprochen und erwartete eine Antwort von mir, aber ich konnte nur ein paar gestammelte Worte über die Lippen bringen, die auch noch falsch verstanden wurden:

»Was, morgen ist Dienstag?« fragte unser Klassenlehrer erheitert, »Das haben wir ja noch gar nicht gewußt« und allgemeines Gelächter folgte. Ich mußte ebenfalls lachen, allerdings mehr aus Verlegenheit. Danach wandte sich unser Klassenlehrer zum Glück von mir ab, stellte die Frage nochmal und sah dabei zufällig unsere neue Mitschülerin an.

In diesem Moment geschah etwas Außergewöhnliches, denn zur Überraschung aller beantwortete sie die Frage nicht nur richtig, sondern sogar ziemlich ausführlich.

Ich machte nun meiner inneren Stimme Vorwürfe, an meiner Blamage schuld zu sein, denn ohne diese Geschichte wäre sie mir sicher erspart geblieben. Dafür hattest du ja ein einzigartiges Erlebnis, vergiß das nicht, antwortete sie, und ich mußte zugeben, daß sie recht hatte. Aber würde es das einzige mit unserer neuen Mitschülerin bleiben?

In der nächsten Stunde hatten wir Religion, an der sie nicht teilnahm, jedenfalls war sie zu Beginn der Stunde mit den anderen, die sich schon bei der Schulanmeldung gegen die Teilnahme entschieden hatten, verschwunden. Immerhin bewirkte diese Tatsache, daß sich mein geistiger Zustand wieder normalisierte. Da wir ohnehin einen Film sahen, kam ich nicht dazu, weiter über das Geschehen nachzudenken.

Danach kam die erste große Pause, die eine Viertelstunde dauerte, in der ich mich wie immer in die Pausenhalle setzte und meinen Kakao trinken wollte. Doch ich stellte fest, daß ich gar keinen Hunger hatte, denn mein Magen mußte von den heutigen Vorgängen ebenso beeindruckt zu sein, wie es mein Kopf gewesen war und schien nicht normal arbeiten zu wollen. Ich beschloß daraufhin, dann eben nur meinen Kakao zu trinken.

In Gedanken verloren beschäftigte ich mich schon mit den nächsten Stunden und wollte in aller Ruhe die Pausenklingel abwarten, als ich plötzlich jemand neben mir sagen hörte:

»He, du!«

Nun, mit diesen zwei Worten konnten viele gemeint sein, ich war es sicherlich mal wieder nicht. Aber so ganz sicher war ich mir auch nicht, deshalb drehte ich mich sicherheitshalber

um. Was ich dann sah, war so überraschend, daß ich mich verschluckte und eine Weile husten mußte. Tatsächlich stand ausgerechnet sie neben mir und hatte wirklich mich gemeint!

»Ja?« fragte ich schließlich, von ein paar Hustenanfällen begleitet.

»Ich wollte dich mal fragen, ob du mir deine Mappe ausleihen könntest. Die von Englisch meine ich.«

»Klar«, antwortete ich, »jetzt gleich?«

»Ja, wenn es dir nichts ausmacht.«

»In Ordnung.«

»Prima, vielen Dank!« sagte sie und lächelte wieder. Ihr Lächeln war wieder so herzlich, daß es mir sehr schwerfiel, mich davon loszureißen und zu meiner Schultasche zu gehen, aber ich wußte daß die Zeit drängte. Deshalb achtete ich nicht darauf, ob sie mir folgte oder nicht, aber mein Schrittempo schien immer schneller zu werden, bis ich beim Klassenraum ankam, vor dem meine Tasche stand. Schnell öffnete ich sie, nahm die Mappe heraus und reichte sie ihr hin.

»Hier.«

Zu meiner Überraschung zählte sie die Blätter kurz durch.

»Ganz schön viel, ich weiß nicht, ob ich das bis morgen schaffe. Könnte ich deine Mappe bis übermorgen behalten?«

»Kein Problem«, versicherte ich ihr, »momentan brauche ich sie nicht so dringend, du kannst sie ruhig bis zum Ende der Woche behalten.«

In diesem Moment klingelte es. Die Pause war zu Ende.

»Wirklich?« fragte sie und lächelte, und als ich nickte, sagte sie noch:

»Vielen Dank, das ist supernett von dir. Ich muß jetzt los. Bis später!«

Sie stürmte davon, und ich sah ihr beeindruckt nach. Dieses Lächeln von ihr war unglaublich schön, und ich hätte es zu gern fotografiert, um es Tag und Nacht bei mir zu haben. In diesem Augenblick hörte ich jemand meinen Namen rufen und danach sagen:

»Na, wohl wieder 'ne Eroberung gemacht, was?«

Natürlich stammte dieser Kommentar ausgerechnet vom größten Lästervogel unserer Klasse.

»Sehr witzig«, gab ich sauer zurück und sah mit Erleichterung, daß der Lehrer bereits im Anmarsch war. Im Unterricht wurde ich mir wieder darüber klar, was ich für ein Trottel war. Es wäre besser gewesen, erst dann loszugehen, wenn der Unterricht schon begonnen hatte und alle im Klassenraum waren, denn so hätte keiner etwas vom Ausleihen der Mappe erfahren. Jetzt mußte ich mich darauf einstellen, daß wieder wilde Gerüchte in den Umlauf gehen würden, von wegen ich hätte was mit ihr oder umgekehrt, was mir zwar nicht viel ausmachen würde, aber wie war das mit ihr? Gerade ihr gegenüber fand ich dieses Verhalten richtig grausam. Auch wenn es mir nicht leicht fiel, nahm ich mir vor, ihr nach Kräften beizustehen, wenn es zu arg werden sollte.

Eine andere Frage beschäftigte mich ebenfalls: Wie sollte ich mich in Zukunft ihr gegenüber verhalten? Höflich? Neutral? Abweisend? Damit die Gerüchte nicht noch mehr Nahrung bekamen, nahm ich mir vor, mich weitgehend neutral zu verhalten und die Dinge so zu nehmen, wie sie kamen.

Die nächsten Stunden schlichen wie eine Schnecke vor sich hin, und in den letzten beiden schrieben wir eine Arbeit, bei der es mir schwerfiel, mich zu konzentrieren. Eine Frage lautete zum Beispiel:

- Was, denken Sie, hat das für Ursachen?

Und ich schrieb als Antwort:

- Das wüßte ich auch gern.

Sofort fiel mir auf, daß ich totalen Quatsch geschrieben hatte und verbesserte es sofort. Mit einem solchen geistigen Zustand würde diese Arbeit sicher keine Glanzleistung werden, aber ich wollte wenigstens retten, was noch zu retten war. Daher war es auch kein Wunder, daß ich

die volle Zeit brauchte, um alles einigermaßen zu schaffen und die Arbeit als letzter beim Lehrer ablieferte. Kurz darauf klingelte es auch schon.

Nun, dieser Tag war schonmal geschafft und ich ging erleichtert und gemäßigten Schrittes auf den Ausgang zu, ohne noch mit einer Überraschung zu rechnen. Aber plötzlich sah ich sie ein paar Meter schräg rechts von mir. Mein Verstand schlug Alarm, aber da war es schon zu spät, sie hatte sich umgedreht und mir für einen kleinen Augenblick zugelächelt, dann war sie aus meinem Blickfeld verschwunden. War das wirklich sie gewesen, oder hatte ich mich getäuscht? Und hatte ich wenigstens zurückgelächelt? Für eine Sekunde hatte ich wieder alles vergessen und konnte nicht mehr klar denken. Wie kam das bloß? Ich kam mir vor, als wäre ich mit ihrem Lächeln im Himmel und mit ihrem dämonischen Blick in der Hölle, so als würde ich praktisch ein Schwitzfrieren durchmachen. Damals wußte ich noch nicht, daß es nur die erste Seite der sieben Seltsamkeiten sein würde, die ich erleben sollte, und noch einige weitere folgen sollten. Und die nächste stand schon vor der Tür.

2. Seite: Wahrheitslüge

Am nächsten Tag war der Himmel ziemlich bedeckt, als ich das Haus verließ, und daran hatte sich nichts geändert, als ich die Schule erreichte. War das ein schlechtes Omen? Ich hatte fast den ganzen gestrigen Tag versucht, ihr Lächeln aus dem Kopf zu bekommen, aber vergeblich, was ich auch tat, der Eindruck blieb. Nur warum, das hatte ich immer noch nicht herausgefunden.

Da die Schüler in unserer Klasse in verschiedene Kurse eingeteilt waren, hatten wir in den ersten Stunden getrennt, danach wieder zusammen Unterricht, und so besorgte ich mir wie jeden Morgen meinen Kakao und wollte dann geduldig in der Pausenhalle auf das Klingelgeräusch warten, wurde aber von ein paar Schulkameraden aufgehalten, die sich bei mir nach den Hausaufgaben erkundigten. Sie hatten sie wie immer aus reiner Faulheit nicht gemacht. Jedenfalls klingelte es kurz darauf, und nicht lange danach begann auch der Unterricht.

In dieser Stunde waren praktische Kenntnisse mehr gefordert als theoretische, was bei einigen Schülern immer zu einer mehr oder weniger regen Unterhaltung führte. Bisher hatte ich noch nicht gehört, daß über mich und die »Dämonin«, wie sie vom Rest der Klasse genannt wurde, im großen Stil gelästert und getratscht wurde, aber ich hatte so eine Ahnung, daß etwas im Gange war, was mir nicht gefallen würde. Einer meiner Mitschüler war besonders bekannt dafür, sich zu gern in den Mittelpunkt zu stellen und mit absolutem Unsinn Eindruck zu schinden. Deshalb ging von ihm die größte Gefahr aus, denn da er sich mit Vorliebe über jede Kleinigkeit lustig machte, war es nur eine Frage der Zeit, wann er es auch bei mir tun würde. Einige meiner Mitschüler unterhielten sich leise, kicherten, sahen ab und zu in meine Richtung und redeten dann weiter. Unsere Lehrerin fragte einmal dazwischen, was denn heute so lustig wäre, und bekam zur Antwort, die Laune heute sei eben so gut. Ich ignorierte es einfach und konzentrierte mich ganz auf meine Arbeit, bis es klingelte.

Ich ging in die Pausenhalle. Dort ging es zu wie immer, ein paar Schüler saßen in einer Ecke auf ihren Stühlen, die vor längsseits stehenden Tischen standen, und unterhielten sich, andere standen und redeten miteinander und ein verliebtes Paar war eifrig damit beschäftigt, Zärtlichkeiten auszutauschen. Ich war froh, als das Ende der Pause eingeläutet wurde und die nächste Stunde begann.

Unser Lehrer, der die Tür aufschloß, teilte uns mit, er müsse noch was besorgen und käme gleich wieder, wir sollten uns schonmal setzen und ruhig verhalten. Das taten wir dann auch,

allerdings nicht lange, denn meinen berüchtigter Klassengenossen hatte gerade die Angriffslust gepackt, und nach einer Weile rief er zu mir herüber:

»Na, unterhältst du dich heute wieder mit deiner Frau?«

Zum Glück hatte ich mir für diesen Fall schon geeignete Abwehrmaßnahmen überlegt und tat so, als wüßte ich von nichts.

»Meinst du mich?«

»Ja!«

»Dann weiß ich nicht, von wem du redest.«

»Na von der Neuen!«

»Wem?«

»Na der, der du deine Mappe geliehen hast.«

»Ach so, und?«

»Naja, die geht doch jetzt mit dir!«

»Wenn sie mit was geht, dann höchstes mit ihren Füßen, du Eimer.«

»Haha, wer's glaubt. Gib doch zu, sie hat dich verhext mit ihren komischen Augen!«

»Quatsch!«

Obwohl, so ganz abwegig war es ja nicht, denn ich konnte mir die Wirkung ihres Lächelns auf mich nicht erklären. Aber es stimmte auch nicht, daß wir nun schon ein verliebtes Paar waren. Also war seine Aussage einerseits richtig, andererseits falsch, und damit entdeckte ich zweite Seite der sieben Seiten der Seltsamkeiten: Die Wahrheitslüge.

»Ich habe ihr doch lediglich meine Mappe geliehen«, erklärte ich mit Nachdruck, »mit deiner hätte sie ja kaum was anfangen können. Und irgendwer muß sie ja unterstützen.«

»Kommt 'drauf an, bei was«, antwortete mein Gegenüber und lachte hämisch drauflos, die anderen ebenso. In diesem Augenblick kam der Lehrer herein.

Nun ja, ich war eigentlich ganz zufrieden mit mir, ich hatte die Redeschlacht zwar nicht gewonnen, aber auch nicht verloren, sondern mich ganz gut behauptet. Allerdings ahnte ich noch nicht, daß dies erst der Anfang der Wahrheitslüge war und es noch schlimmer kommen sollte. Aber es folgte erstmal wieder die große Pause, in der ich die Hälfte der Zeit damit verbrachte, für meinen Kakao anzustehen, denn heute morgen hatte ich doch tatsächlich vergessen, ihn mir zu besorgen. Der verbliebene Rest der Pause ging ereignislos vorüber, und so stand ich dann wieder vor der Tür des Klassenraums, in dem wir als nächstes Unterricht hatten. Dabei schaute ich etwas gedankenverloren auf meine Schuhe, mit denen ich mehr oder weniger unbewußt den Takt eines Liedes anschlug, das mir seit dem Pausenanfang im Kopf herumging.

Plötzlich sah ich wieder die bekannten hübschen, flachen, dunkelbraunen und fast schwarzen Schuhe vor mit auftauchen und hörte Stimme der Besitzerin:

»Hier ist deine Mappe.«

Ich sah auf und nahm sie entgegen.

»Danke, daß du sie mir geliehen hast« sagte sie und lächelte wieder. Es war wieder dieses unvergleichbar süße Lächeln, das einen sofort in seinen Bann zog.

»Gern geschehen«, gab ich zurück und verstaute sie in meiner Schultasche.

In diesem Moment geschah es: Mein vorwitziger Klassengenosse hatte sein Opfer erspäht. Schnurstracks ging er auf sie zu und fragte frech:

»He du, ich muß dich mal was fragen. Hast du zufällig was mit dem da?«

In diesem Augenblick hatte ich plötzlich das Gefühl, als hätte es geblitzt und ein lautgrollender Donner würde über uns verhallen. Es gibt ja viele Dreistigkeiten, die man noch tolerieren kann, aber was sich mein Klassengenosse hier geleistet hatte, ging eindeutig zu weit. Ich fühlte eine nie gekannte Wut in mir aufsteigen und wollte es ihm sofort heimzahlen, aber stattdessen sah ich etwas, womit ich nie im Leben gerechnet hätte:

Sie starrte den Witzbold an, mit diesem angsterregenden, dämonischen Blick, der einem das Blut in den Adern gefrieren ließ, und gab eine Antwort, die ich wahrscheinlich nie vergessen werde, weil sie einfach genial war:

»Frag' ihn doch selbst!«

Sie wandte sich ab und ging zu ihrer Tasche zurück. Mein Klassenkamerad, gerade noch siegessicher, daß er sie heute aus der Fassung bringen konnte, stand eine Weile mit offenem Mund da, murmelte irgendwas Unverständliches, raufte sich die Haare und setzte sich schließlich auf den Boden. Der Schreck schien ihm direkt ins Herz und dann in die Beine gefahren zu sein.

Meine Wut war verschwunden, stattdessen jagte mir ein Schauer über den Rücken. Ich hatte zum ersten Mal die Wirkung ihres dämonischen Blickes erlebt, in dem für einen Augenblick eine geradezu höllische Verachtung gelegen hatte, und ich fragte mich unwillkürlich, wie es erst war, wenn sie richtig in Wut geriet, dann mußte ihr Blick geradezu mörderisch sein. Sie konnte dafür sorgen, daß man sich mit einem Schlag wie im Himmel oder gleich in der Hölle fühlte, und das allein mit ihrem Blick, der also nicht nur bei mir wirkte, sondern selbst bei so vorwitzigen Menschen wie diesem Possenreißer. Mein Respekt vor ihr war ins Astronomische gestiegen. Vielleicht war es auch reine Furcht.

Im folgenden Unterricht war unser Witzbold ungewöhnlich ruhig. Er wagte es nicht einmal, sich umzudrehen, denn schräg hinter ihm saß sie. Was unser Lehrer lange nicht fertiggebracht hatte, nämlich sein vorlautes Plappermaul zu stopfen, hatte sie mit einem einzigen Blick geschafft. Ich konnte es immer noch nicht recht glauben.

Aber das nächste ungewöhnliche Erlebnis mit ihr wartete schon auf mich. Es sollte nicht minder dramatisch werden, wobei es ganz anders ausfallen sollte als das letzte.

3. Seite: Falschrichtigkeit

Diesen Tag hatten wir gar keinen gemeinsamen Unterricht, und das war auch gut so, denn mein Tischnachbar war wieder da. Da er mein Kumpel war, konnte ich ihm also in Ruhe alles erzählen. Leider gab es in unserer Klasse nämlich außer unserem Witzbold noch ein paar andere komische Typen, und wenn von uns einer mal in der Klemme steckte und der andere ihm beistehen wollte, mußte er auf dem laufenden sein. Mein Tischnachbar nahm die Schilderungen über die Ereignisse der letzten Tage gelassen hin und gab nur ab und zu ein paar sarkastische Bemerkungen von sich, was typisch für ihn war, denn wannimmer ihm etwas nicht in den Kram passte, verteilte er ausgiebig bissige Kommentare. Seine Lieblingsaussage bestand immer aus den Kürzeln LM und LK (was Lebensmut und Lebenskraft bedeutete). Wenn er mal sagte: »Heute habe ich nur zehn Prozent LM«, dann hieß das übersetzt: Ich habe tierisch schlechte Laune.

Heute war seine Laune jedoch zum Glück in Ordnung, und da der Tag ganz normal verlaufen war, dachte ich schon, alles wäre wieder wie gewohnt, und die Zeit der unerwarteten Zwischenfälle war vorbei. Aber natürlich sollte ich mich wieder irren.

Der nächste Tag war der letzte vor dem Wochenende. In der ersten Stunde, in dem wir wieder gemeinsam Unterricht hatten, bekamen wir zufällig eine Aufgabe, bei der jeder die Geschäfte des täglichen Bedarfs in seinem Heimatort nennen sollte. Auf diese Weise erfuhr also auch jeder, wo seine Mitschüler wohnten, was ich jedoch harmlos fand, da ich sowieso der einzige in der Klasse war, der gerade aus diesem Ort stammte. Aber es sollte noch ungeahnte Folgen für mich haben.

In der ersten großen Pause nach zwei Stunden Unterricht stand ich mit meinem Tischnachbar vor dem Vertretungsplan in der Pausenhalle, als mir plötzlich jemand von hinten auf die Schulter tippte.

Ich drehte mich ahnungslos um und mir fuhr sofort der Schreck in die Glieder, denn erstens war es sie und zweitens schien sie etwas von mir zu wollen.

»Ja?« fragte ich überrascht.

»Ich... ich muß dich mal was fragen« begann sie ein wenig unsicher.

»Was denn?«

»Vorhin, als wir sagen mußten, welche Geschäfte es in unserem Heimatort gibt, da hast du doch gesagt, wo du wohnst.«

»Ja, stimmt.«

»Ich wollte dich fragen, ob du in einer Fahrgemeinschaft mitfährst.«

Im Gegensatz zu den meisten Schülern an dieser Schule hatte ich schon einen Führerschein und ein eigenes Auto, es war zwar mehr eine Klapperkiste, die mir ein Onkel geschenkt hatte, weil er sie nicht mehr brauchte, aber besser als nichts. Und so holte ich jeden Morgen damit einen Kumpel, eine Schülerin und meinen Tischnachbarn ab und brachte sie nach der letzten Stunde wieder zurück. Natürlich konnte man auch mit der Bahn fahren, aber die hatte sehr schlechte Zeiten: Nahm man den ersten Zug, war man fast eine halbe Stunde zu früh da, und beim zweiten mindestens zehn Minuten zu spät. Wo es also ging, wurden Fahrgemeinschaften gebildet, die außerdem den Vorteil hatten, daß die Mitfahrer damit billiger fuhren als mit der Bahn.

»Ja, fahre ich. Warum?«

»Ich wohne ja in deinem Nachbarort. Würde es euch was ausmachen, mich mitzunehmen?« Zack! Das war der Hammer, der die ganze Zeit über meinem Kopf gebaumelt hatte und nun auf mich heruntersauste. Mir war klar, daß mich das in eine Zwangslage brachte, denn nicht nur, daß ich sie täglich sehen würde und immer mit Überraschungen zu rechnen hatte, ich mußte auch die Leute meiner Fahrgemeinschaft fragen, ob sie mit einer neuen Mitfahrerin einverstanden waren. Wäre mein Tischnachbar nicht dagewesen, hätte ich sicher mit Überlegung antworten können, aber der nutze mein Zögern aus und antwortete ihr:

»Ja, wir sind nämlich schon voll.«

»Oh, schade« sagte sie daraufhin, und in ihren Augen las ich eine plötzlich Traurigkeit, so als hätte sich eine große Hoffnung in Luft aufgelöst und die ganze Mühe, die sie sich gemacht hatte, um mich zu fragen, wäte ein totaler Fehlschlag gewesen. Ihr Blick ging mir direkt unter die Haut und mitten ins Herz. Sie tat mir so leid, daß mich plötzliche Wut auf meinen voreiligen Tischnachbarn packte und ich ihn am liebsten vor das Schienbein getreten hätte.

»Moment, ich versuche das mal zu regeln« sagte ich ihr, drehte mich ruckartig um und lief aus der Pausenhalle nach draußen, wo es in Strömen auf mich herabregnete, aber ich nahm es gar nicht war. Ich brauchte jetzt erstmal Abstand.

Mein Tischnachbar war mir nicht ganz so schnell gefolgt, kam nun auch aus der Tür und rief mir zu:

»He, was ist denn mit dir los?«

»Sag mal, spinnst du? Ich wollte ihr gerade antworten, da redest du einfach darauflos!« schnaubte ich ihn an.

»Na und? Es stimmt doch, wir können keinen mehr mitnehmen. Das hatten wir doch auch so abgemacht.«

»Ja, aber das hättest du ihr ja nicht gleich auf die Nase binden müssen. Und so voll sind wir doch gar nicht, daß nicht noch einer mitfahren kann.«

Mein Tischnachbar stöhnte.

»Jetzt sag' bloß, wegen diesem Weib willst du eine Ausnahme machen, oder was?«

»Ja, und?«

»Unser Witzereißer hatte schon recht, als er sagte, sie hat dich verhext.«

»Mir doch egal.«

»Mir doch egal«, äffte mein Tischnachbar nach, »ich geh' jetzt wieder 'rein, hab' keine Lust, mir eine Erkältung zu holen.« Und schon war er weg.

Es war typisch für meinen Tischnachbar, er war bissig wie immer, und seine Laune hatte sich nun auch total verschlechtert. Sicher, unsere Fahrgemeinschaft war inzwischen zu einer Art geschlossenen Gesellschaft geworden und mit vier Leuten, mich eingeschlossen, hatte sie auch die ideale Anzahl. Trotzdem, auf eine Person mehr oder weniger kam es auch nicht mehr an. Ich wußte nur nicht, wie sie auf die neue Mitfahrerin reagieren würden, denn entweder hatten sie auch Angst vor ihrem dämonischen Blick, oder sie würden sie dulden. War es das Risiko wert? Auf der anderen Seite hätte es zumindest den Vorteil, daß der Anteil am Benzingeld für jeden kleiner würde, das Fahren wäre somit für alle billiger.

Von meinem Tischnachbar wußte ich schonmal, daß er weder von ihr noch von der Idee, sie mitfahren zu lassen, etwas hielt. Also blieb mir nichts anderes übrig, als meine zwei restlichen Mitfahrer zu fragen. Und wenn nun einer dagegen war und einer dafür? Dann wäre ich inmitten einer Pattsituation.

Es war wie ein Teufelskreis: Wenn ich zustimmte, konnte sie sich freuen, aber ich bekam dann möglicherweise Ärger mit meiner Fahrgemeinschaft. Lehnte ich jedoch ab, konnte sich zwar meine Fahrgemeinschaft freuen, aber ich würde mir wie ein Lügner vorkommen, wenn ich ihr einfach sagte, es ginge nicht, obwohl dies ja eigentlich nicht stimmte. Egal was ich auch tun würde, es würde zur Hälfte richtig und zur anderen Hälfte falsch sein, und damit lernte ich die dritte Seite der sieben Seiten der Seltsamkeiten kennen: Falschichtigkeit. Inzwischen war mein Haar fast klitschnaß, Regentropfen rollten mir über die Stirn und in den Nacken hinein, und so langsam sah ich aus wie ein begossener Pudel. Obwohl ich die ganze Zeit auf- und abgegangen war, begann ich langsam zu frieren und kam mir vor wie bei einer Mathearbeit, bei der ich bei einer Aufgabe einfach nicht weiterkam, nur im Gegensatz dazu konnte ich hier nicht mal eine Probe machen.

Moment - Probe?

»Probe« sagte ich zu mir und begann unbewußt zu grinsen. Natürlich, das war es! Damit schlug ich glatt zwei Fliegen mit einer Klappe: Erstens brauchte ich meine Fahrgemeinschaft nicht vor vollendete Tatsachen zu stellen, und zweitens war eine Probezeit sowas wie eine Gnadenfrist, in der viel passieren konnte.

Ich war gerettet und fühlte mich gleich um ein Vielfaches besser. In diesem Moment klingelte es auch schon. Mit Elan stieß ich die Eingangstür auf, lief durch die Pausenhalle, die Wendeltreppe hoch und schließlich auf den Raum zu, in dem der nächste Unterricht stattfand.

»Was ist denn mit dir los?« fragte mich eine Klassenkameradin überrascht, die mit den anderen vor der verschlossenen Tür stand und auf den Lehrer wartete. Ich bekam das gar nicht mit, sondern wandte mich sofort an meinen Tischnachbarn, dem die Abscheu vor meiner tiefend nassen Erscheinung im Gesicht abzulesen war.

»Probe«, keuchte ich atemlos.

»Hä? Was?«

»Zur Probe. Wir könnten sie doch einfach mal... zur Probe mitnehmen. So für... eine Woche.«

»Du spinnst wohl! Auf keinen Fall!«

»Doch... es ist doch nur für eine Woche.«

»Verdammt nochmal, ich will das aber nicht! Es ist schon so eng genug auf der Rückbank, und wenn sie noch dazukommt, dann muß man sich ja noch mehr quetschen. Dir kann das ja egal sein, du sitzt ja immer vorn, aber so kann man sich ja bald nicht mehr rühren!«

Es war mein Tischnachbar, so wie er nunmal war.

»Ok, dann kannst du dich von jetzt ab immer auf den Beifahrersitz setzen. Ist das in Ordnung?«

»Das ist doch Quatsch, da sitzt ja schon dein anderer Kumpel und der wird sicher nicht begeistert sein, wenn er das hört. Überhaupt, was soll das eigentlich? Ich bin jedenfalls dagegen, und dein Kumpel und die Tusse sicher auch.«

Auch das war typisch für meinen Tischnachbar. Andere Leute sagten »Mädchen«, er nannte sie immer nur »Tusse«, egal ob sie das nun verdient hatte oder nicht. So ganz unrecht hatte er natürlich nicht, ich konnte nicht sicher sein, ob die beiden anderen der Sache zustimmen würden. Aber ich hatte noch einen Trumpf im Ärmel.

»Dann geh' du zu ihr und sag' ihr, daß es nicht geht, weil du dagegen bist.«

»Das gibt's doch nicht,« fluchte mein Tischnachbar, »du willst doch unbedingt, daß sie mitfährt, das ist ja wohl nicht mein Problem. Außerdem mußt du erst noch die anderen fragen.«

Ich sah ein, daß es keinen Sinn mehr hatte, weiter mit meinem streitlustigen Tischnachbarn zu diskutieren, er hatte sich halt dagegen entschieden und wollte auch dabei bleiben. Dabei war so eine Diskussion mit ihm nichts Ungewöhnliches, denn ich hatte noch keinen einzigen Tag erlebt, an dem er sich nicht mal über irgendwas aufregte. Aber mich ärgerte seine Uneinsichtigkeit und sein Egoismus, und das ließ ich ihn wissen, indem ich mich brummig und schlechtgelaunt gab und nur die allernotwendigsten Worte mit ihm wechselte. Das ging die ganze folgende Doppelstunde so, und am Ende des Unterrichts wollte mein Tischnachbar wissen, ob ich das so weitermachen würde.

»Daran bist du selber schuld!« antwortete ich.

»Meine Güte, ich will's nunmal nicht, ich kann ja wohl noch meine Meinung sagen.«

»Es ist doch nur auf Probe und außerdem nur eine Woche, das ist doch nicht gleich der Weltuntergang.«

»Oh Mann«, stöhnte mein Tischnachbar, schaute eine Weile weg und sagte dann:

»Na gut, meinetwegen, aber nur eine Woche!«

Ich hatte Mühe, nicht zu grinsen, und fragte mich, warum er immer erst ein so großes Theater machte, wenn er es schließlich doch einsah. Aber so war er nunmal.

Wie erwartet kam jetzt die große Pause, in der ich meinen anderen Kumpel zuerst nicht entdecken konnte, dafür aber die Schülerin.

»Noch jemand?« fragte sie verwundert, als ich ihr von der neuen Mitfahrerin erzählte. Dann fragte ich, wie sie dazu stand.

»Na gut«, sagte sie schließlich wenig begeistert, aber es war immerhin keine Ablehnung, und mehr wollte ich nicht. Ich machte auf dem Absatz kehrt und suchte meinen anderen Kumpel außerhalb der Pausenhalle. Endlich fand ich ihn in der Nähe des Hausmeisterzimmers, wo er sich gerade mit einem mir unbekanntem Mädchen unterhielt. Nachdem ich ihm kurz alles erklärt hatte, meinte er:

»Tja, begeistert bin ich nicht gerade davon, aber wenn die anderen nichts dagegen haben - von mir aus.«

Das war nicht gerade feurig, aber es reichte völlig. Damit waren die Fronten geklärt und die Gefahr eines unangenehmen Konfliktes gebannt. Ich fühlte mich aber nun noch nicht erleichtert, denn jetzt mußte ich sie finden und ihr mitteilen, daß es doch ging. Aber würde sie mir glauben? Es konnte gut sein, daß sie ablehnte, um nicht mit irgendeinem meiner Mitfahrer in Steit zu geraten oder stumm abgelehnt zu werden.

Ich fand sie in der hintersten Ecke der Pausenhalle, wo sie gerade eine Mappe durchlas.

»Entschuldige«, sagte ich, als ich vor ihr stand. Sie hatte mein Kommen gar nicht bemerkt und schaute überrascht auf.

»Hm?« sagte sie, und ihre Miene war gar nicht mal verärgert, sondern eher ein Ausdruck von Neugier und Aufmerksamkeit. Ich überlegte kurz, dann sagte ich:

»Also, ich hab' die Angelegenheit mit meiner Fahrgemeinschaft besprochen. Sie sind einverstanden, daß du nächste Woche probeweise mitfährst, mein Tischnachbar übrigens auch.«

»Wirklich?« fragte sie und lächelte wieder. Es war wieder dieses faszinierende Lächeln, das nur sie hatte, und für einen Bruchteil einer Sekunde war ich der Welt entrückt, hatte allen Krach und Ärger vergessen und es kam mir vor, als wäre ihre angenehme Stimme zu einem Chor wohlklingender weiblicher Stimmen angewachsen, die den Eindruck vollkommener Zufriedenheit wiedergaben. Es war einfach herrlich.

Ich mußte wohl genickt haben, denn jetzt sagte sie:

»Ich stehe dann am Montag an der Kreuzung. Wann seid ihr da?«

Ich sagte ihr die Uhrzeit.

»Gut. Also dann bis nächste Woche und vielen Dank!«

Sie stand auf und verließ ihren Platz. Wohin sie ging, wußte ich nicht, aber es war im Moment auch nicht wichtig. Ich war einfach nur froh, diese Sache doch noch gut geregelt zu haben.

Und ich hatte wieder ein beeindruckendes Erlebnis mit ihrer Stimme gehabt. Die ganze folgende Stunde dachte ich noch daran und bekam das Unterrichtsende gar nicht mit. Mein Tischnachbar war schon in die Pausenhalle gegangen und hatte dort meinen anderen Kumpel getroffen. Da ich nicht dazukam, gingen sie zurück in den Klassenraum und sahen mich dort gedankenverloren aus dem Fenster schauen.

»He, hallo, aufwachen!« ulkte mein Kumpel, »ist alles in Ordnung?«

»Nein«, sagte mein Tischnachbar, »sie hat ihn wieder verhext!« und lachte.

4. Seite: Gesundkrankheit

Vielleicht hatte mein überkritischer Tischnachbar sogar recht, denn inzwischen war ich mir nicht mehr so sicher, ob die Magie, die von unserer neuen Mitschülerin ausging, nicht doch Hexerei war. Zwei Gründe sprachen aber dagegen: Wenn sie wirklich hexen konnte, dann hätte sie sicher nicht nur schon was dagegen unternommen, daß sich andere ihr gegenüber so distanziert verhielten, sondern auch etwas gegen ihren dämonischen Blick getan, der ihr diese unheimliche Aura gab. Und doch, das was ich in ihrer Nähe erlebte, war dermaßen seltsam, daß es eigentlich nicht mit rechten Dingen zugehen konnte, und noch seltsamer war die Tatsache, daß ich weder ihr Lächeln noch ihre Stimme vergessen konnte, egal was ich tat. Möglicherweise war doch so eine Art Magie daran schuld, und ich nahm mir fest vor, es in den nächsten Tagen herauszufinden.

Dazu kam es aber nicht, denn mein unfreiwilliger Aufenthalt im Regen hatte meine Gesundheit mehr in Mitleidenschaft gezogen, als ich es geahnt hatte. Das machte sich am Wochenende durch heftige Halsschmerzen bemerkbar, und ich wußte, daß dies ein untrügliches Zeichen dafür war, sehr bald eine Erkältung zu haben. Und je heftiger die Halsschmerzen waren, desto länger würden sie dauern - keine guten Aussichten also. Am Sonntagmorgen waren die Halsschmerzen so schlimm, daß ich eine Aspirin-tablette nehmen mußte, um nicht durchzudrehen. Abends hatten sie zum Glück wieder etwas abgenommen. Trotzdem schlief ich schlecht in dieser Nacht, denn einmal ging mir dauernd die Frage im Kopf herum, ob morgen mit der Fahrgemeinschaft, die ja eine neue MitfahrerIn haben würde, auch alles gutging, und dann war da die unweigerlich kommende Erkältung, durch die ich mich entsprechend unwohl fühlte.

Am nächsten Morgen waren die Halsschmerzen schon fast verschwunden, aber meine Nase war dafür halb verstopft. Ich holte wie immer meinen anderen Kumpel ab, der leider nicht so pünktlich gekommen war, wie ich es mir gewünscht hatte, und fuhr dann der Ortschaft entgegen, in der sie wohnte.

»Hoffentlich ist sie auch da«, sagte mein Kumpel.

»Ich glaub' schon, obwohl ich jemanden kenne, dem es am liebsten wäre, wenn sie nicht da ist.«

»Deinem Tischnachbarn?«

»Genau. Du weißt ja wie er sich aufregt, wenn er mal mit etwas weniger Platz auskommen muß als vorher.«

»Kann ich mir gut vorstellen«, meinte mein Kumpel und grinste, denn er kannte meinen Tischnachbarn und seine Launen schon.

Jetzt hatten wir die Ortschaft erreicht. Wie vereinbart wartete unsere neue Mitfahrerin schon an der Kreuzung, obwohl wir etwas zu früh ankamen. Ich hätte mir also überhaupt keine Sorgen machen müssen.

»Morgen«, sagte sie und stieg ein, wir begrüßten sie und fuhren dann weiter. Anschließend kam die Schülerin hinzu und eine Weile später noch mein Tischnachbar, dessen Begrüßung sich so knurrig anhörte wie ein vom Hund gebissener Briefträger.

Die Fahrt verlief zum Glück ohne Zwischenfälle, und so waren wir bald darauf im Klassenraum der ersten Stunde und hörten unserem Lehrer zu. Ich muß zugeben, ich hasse Montage, und diesen hasste ich besonders, denn ich fühlte mich, als hätte ich Fieber, und fror, obwohl es warm genug war. So machte natürlich kein Unterricht Spaß, und zu allem Überfluß war mein Tischnachbar fast den ganzen Vormittag lang so gereizt, daß jede Diskussion mit ihm zu einer lauten Auseinandersetzung führte. Ich war deshalb froh, als die letzte Stunde vorüber war und es nach Hause gehen konnte, aber vorher mußten wir in der Pausenhalle noch auf unsere neue Mitfahrerin warten. Wie üblich hatte mein Tischnachbar nach einer Weile keine Geduld mehr und sagte, er ginge schonmal voraus. Dabei hätte er nur noch eine halbe Minute warten müssen, dann war sie da.

»Hallo«, sagte sie, »wo ist dein Tischnachbar?«

»Der hatte es wie immer eilig und ist schonmal vorausgegangen«, antwortete ich ihr.

Sie nickte und folgte mir nach draußen, wo wir zum Parkplatz gingen. Mir fiel plötzlich auf, daß ich von meiner Erkältung auf einmal nichts mehr spürte. Das blieb auch während der Fahrt so, erst als ich zu Hause angekommen war, kam das Fiebergefühl zurück. War das Zufall oder lag es an ihr? Es konnte doch nicht sein, daß ich mich nur dann gesund fühlte, wenn sie in meiner Nähe war, oder doch? Und wenn doch, wie machte sie das nur? Ohne es zu wissen, hatte ich damit die vierte der sieben Seiten der Seltsamkeiten entdeckt: Gesundkrankheit.

Den Rest des Tages mußte ich ungewöhnlich oft niesen, und ich wußte schon, was das hieß. Der nächste Morgen hatte es mir dann gleich bestätigt: Meine Nase war nun total verstopft, ich fühlte mich wie von einer Dampfwalze überrollt, und es ging mir erst etwas besser, als ich heißen Tee getrunken hatte.

Nachdem ich losgefahren und mein anderer Kumpel in das Auto eingestiegen war, fragte er mich, warum ich nicht zu Hause blieb und die Erkältung auskurierte. Ich antwortete ihm, das ginge nicht, weil wir gerade heute ein wichtiges Fach hatten, bei dem man sich es nicht erlauben konnte, zu fehlen. Den zweiten wichtigen Grund verschwieg ich allerdings: Ich wollte unsere neue Mitfahrerin nicht enttäuschen, schließlich hatte ich ja versprochen, sie abzuholen, und daran wollte ich mich auch unbedingt halten.

Meine Nase verhielt sich immer schlimmer, und nachdem ich auch meinen Tischnachbarn abgeholt hatte, mußte ich einmal so heftig niesen, daß sie wie wild zu laufen anfing. Zum Glück wurde die Ampel am Ortsende rot, und ich versuchte während des Wartens an meine Taschentücher in der hinteren Hosentasche zu kommen, was sich als sehr schwer erwies, weil der Sicherheits-gurt im Wege war. Meine Fahrgemeinschaft war gerade wieder in eine Unterhaltung vertieft, und so bemerkte es offenbar niemand, wie sehr ich mich abmühte. Ich war kurz davor, zu verzweifeln.

Plötzlich reichte mir jemand ein Taschentuch.

Ich sah rechts vor mir nur eine Hand und das Taschentuch und überlegte kurz, wem sie gehören könnte. Es war eine schöne, weibliche Hand mit kurzen Fingernägeln, deshalb konnte es nicht die Hand der Schülerin sein, denn deren Fingernägel waren eindeutig länger. Also konnte es nur noch eine Möglichkeit geben. Um sicherzugehen, drehte ich mich um, so weit es ging. Es war finster im Auto, aber ich konnte trotzdem deutlich genug erkennen, daß es tatsächlich sie war.

»Vielen Dank«, sagte ich und nahm das Taschentuch, »du bist meine Rettung«.

Ich konnte ihr Gesicht nicht gut erkennen, dazu war es zu dunkel, aber auf einmal wußte ich, daß sie lächelte. Bis heute kann ich nicht sagen, woher ich das wußte, denn sehen konnte ich es nicht. Aber es war so eine Art Eingebung, wie wenn man plötzlich weiß, daß man nicht mehr rechtzeitig zum Bus kommt oder eine wichtige Nachricht erhalten wird. Erklären kann man sowas einfach nicht.

Meine Nase schien jedenfalls von ihrem Taschentuch richtig beeindruckt zu sein, denn nachdem ich es benutzt hatte, hörte sie sofort auf zu laufen und wagte es auch nicht, wieder damit anzufangen. Kurz danach wurde die Ampel grün, so als hätte sie nur auf mich gewartet, und wenig später waren wir schon bei der Schule angekommen.

Einige meiner Mitschüler zweifelten offen an meinem Verstand und fragten mich, warum ich in einem solchen Zustand nicht zu Hause geblieben sei. Ich antwortete, dafür wäre ich schon wieder zu krank und müßte deshalb einfach kommen. Einige Lehrer waren von meinem Durchhaltvermögen ziemlich beeindruckt und versorgten mich mit allerlei guten Ratschlägen, die ich jedoch hinterher schnell wieder vergaß.

Zum Glück hatte ich in meiner Schultasche genug Taschentücher mitgenommen und legte sie mir bei der Rückfahrt auch jederzeit greifbar zurecht. Mein Tischnachbar verfluchte meine Durchhalteaktion und hielt wo es ging Abstand von mir, um ja nicht angesteckt zu werden. Am schlimmsten fand ich, daß mir nichts mehr Spaß machte und mich zusätzliche Kopfschmerzen plagten. Wieder zu Hause bekämpfte ich die Erkältung dann mit altbewährten Mitteln: Ich nahm ein schönes heißes Bad, aß viel Obst und lutschte pausenlos mein altes Wundermittel, Eukalyptusbonbons. Die lutschte ich auch hin und wieder dann gern mal, wenn ich nicht erkältet war. Auf dieses Wundermittel war meistens Verlaß, und ich rechnete schon damit, in zwei bis drei Tagen alles überstanden zu haben.

Da irrte ich mich natürlich, die Erkältung zog sich trotz dieser Maßnahmen in die Länge. Sie wurde zwar nicht schlimmer, aber auch nicht besser. Mein Tischnachbar beschwerte sich, wie es auch nicht anders zu erwarten war, über den »Gestank« meiner Eukalyptusbonbons und drohte damit, sich demnächst Nasenfilter zu besorgen.

»Wohl kein Mitleid mit einem Kranken«, antwortete ich, woraufhin sich mein Tischnachbar noch mehr aufregte und ein paar wenig sinnvolle Alternativen vorschlug, z. B. Medikamente für die Nase einzunehmen. Aber ich hatte etwas gegen diese Art chemische Keulen und traute meinem Körper zu, allein mit dem Problem fertigzuwerden, auch wenn es dann etwas länger dauern sollte.

Am letzten Schultag in der Woche passierte etwas Ungewöhnliches, was aber nur daran lag, daß ich die Art einer Vereinbarung schon wieder vergessen hatte. Ich stand in der Pausenhalle und wartete auf meinen Tischnachbarn, der sich wie immer in der ersten Pause eine kleingeschnittene Currywurst beim Kiosk holte, als plötzlich sie auftauchte.

»Ich muß dich mal was fragen«, begann sie wieder vorsichtig, »die Probezeit ist ja jetzt um. Kann ich auch nächste Woche bei euch mitfahren?«

In ihren Augen sah ich wieder diese Unheimlichkeit, aber auch eine kleine Hoffnung und die Angst, eine Ablehnung zu erhalten, wie damals ganz am Anfang, als sie sich vor mich hinsetzen wollte. Für mich war sie jetzt eine ganz normale Mitfahrerin wie die Schülerin auch, und bisher waren alle mit ihr sehr gut ausgekommen, deshalb hatte ich die Probezeit schon längst wieder vergessen. Der einzige, der wieder Theater machen würde, war mein Tischnachbar, aber das war ich ja gewohnt. Plötzlich wünschte ich mir, ihren dämonischen

Blick zu haben und ihn mal bei meinem mürrischen Tischnachbarn ausprobieren zu können. Ich stellte mir vor, wie er ein erschrecktes Gesicht machte und entgeistert »Geht klar« stammeln würde. Der Gedanke daran brachte mich unwillkürlich zum Grinsen, und sofort hatte ich auch die Antwort parat:

»Klar kannst du das, ich hab' absolut nichts dagegen.«

»Und die anderen?«

»Die sicher auch, bis jetzt hat sich noch keiner beschwert. Außerdem sind alle gut mit dir zurechtgekommen.«

»Und dein Tischnachbar?«

»Ach der«, sagte ich und machte eine abwehrende Geste, »mach' dir darum keine Gedanken. Er ist halt oft sarkastisch und was er dann sagt, meint er gar nicht so. Vorerst kannst du jedenfalls mit Sicherheit weiter mitfahren.«

»Vielen Dank, das find' ich super!«

Dem Klang ihrer Stimme und ihrem Lächeln war anzumerken, wie erleichtert sie war, und ich war unheimlich froh, ihr diese Sorge abgenommen zu haben. Plötzlich schaute sie in eine andere Richtung, dann wieder zu mir.

»Ich habe hier übrigens noch ein Bonbon, das ist gut gegen Erkältungen und wird dir sicher helfen. So, ich muß jetzt los, also bis später.«

Sie reichte mir das Bonbon und machte sich dann schnell aus dem Staub. Da stimmt was nicht, dämmerte es mir, und als ich mich umdrehte, sah ich den Grund: Mein Tischnachbar kam herauf, mit einer Miene sauer wie eine Zitrone, denn er hatte ungewöhnlich lange warten müssen.

»Na, was gab es denn mit der Brockenhexe zu besprechen?«

Ich stellte mich dumm.

»Welche Brockenhexe?«

»Na dieses Weib, mit dem du dich gerade unterhalten hast.«

»Ich kenne kein Weib.«

Mein Tischnachbar stöhnte laut.

»Meine Güte, du weißt schon wer.«

»Falls du unser neue Mitschülerin meinst, ich habe ihr gerade gesagt, daß sie nächste Woche wieder mitfahren kann.«

»Nein!«

»Doch!«

»Das gibt's doch nicht«, fluchte er laut, ging ein paarmal kopfschüttelnd auf und ab und vergaß währenddessen sogar seine Currywurst.

»Ich denke, es sollte nur für eine Woche sein!«

»Ja, probeweise. Und du bist der einzige, der sich bei mir über sie beschwert hat.«

»Komm schon, die anderen waren auch nicht gerade begeistert.«

»Sie waren aber auch nicht eindeutig dagegen.«

Er knurrte wieder, und nach ein paar Stücken von seiner Currywurst meinte er schließlich:

»Tja, dann muß ich mich wohl weiter quetschen, und du hast schuld!«

»Ich weiß gar nicht, was du hast«, sagte ich und grinste, »jedem würde es gefallen, neben zwei reizenden Mädchen zu sitzen.«

»Hähä«, knurrte er zurück, »aber nicht neben diesen Tussen. Sie stinken immer nach billigem Parfüm und labern dummes Zeug.«

»Glaube ich nicht. Außerdem, ein Gentleman hält sowas aus.«

»Ach ja, natürlich, und ich bin anscheinend keiner. Du aber auch nicht!«

»Jedenfalls mehr als du!«

Er fluchte weiter, und ich stand an das Geländer der Treppe gelehnt und grinste dauernd, was meinen Tischnachbar dazu brachte, sich noch mehr aufzuregen. Er konnte ja nicht ahnen, daß

ich mir in den schönsten Einzelheiten vorstellte, wie der dämonische Blick bei ihm wirken müßte, und deshalb prallten auch alle seine Flüche und Beleidigungen von mir ab.

Am Ende der Pause fiel mir ein, daß ich ja immer noch ihr Bonbon in der Hand hielt. Es war klein und dunkelbraun, fast quadratisch. Also schob ich es endlich in den Mund und lutschte neugierig drauflos.

Man kennt ja diese Werbespots im Fernsehen, wo die Leute Bonbons in den Mund nehmen und dann kehlige Laute des Wohlbehagens von sich geben. Das kann man natürlich glauben oder nicht, aber mir ging es in diesem Moment genauso. Ihr Bonbon hatte einen unglaublich frischen, würzigen und total angenehmen Geschmack, der sogar noch etwas besser war, als der meiner Eukalyptusbonbons. Mein Tischnachbar verstand meine Reaktion nicht und hielt mich nun endgültig für ausgerastet. Keine zwei Minuten später war meine Nase frei! Ich konnte es selbst kaum glauben, aber sie hatte recht gehabt, das Bonbon half mir, und das mehr als genug. Ich nahm mir vor, sie bei der nächstbesten Gelegenheit zu fragen, wo man diese Wunderdinge kaufen konnte, denn ich hatte sie noch nie irgendwo gesehen, und das erschien mir wie ein Rätsel. Es sollte nicht das einzige bleiben, denn bald sollte ich einem gegenüberstehen, das noch viel größer war als dieses.

5. Seite: Lösungsrätsel

Es war schon seltsam, daß meine Erkältung so gut wie verschwunden war und auch blieb, nur durch dieses einzige Bonbon. Ich fragte mich, ob das Zufall war oder immer funktionierte, jedenfalls ging es mir am Wochenende wieder spürbar besser.

Die nächste Woche brach an. Das Wetter blieb schlecht, und wenn es mal nicht regnete, dann war der Tag durch den wolkenverhangenen Himmel trüb wie eine Milchglasscheibe. Fast immer war es kühl, windig und naß, ab und zu nieselte es auch, und die Laune der meisten Leute sah nicht besser aus. Den besten Beweis dafür lieferte unser Klassenlehrer, der noch empfindlicher und gereizter war als sonst und sich über jede noch so leise Unterhaltung mit dem Tischnachbarn aufregte, was die allgemeine Motivation, ohnehin gering, noch mehr schmälerte. Deshalb war ich wirklich froh, als die nächste Stunde, nämlich Religion, begann. Ich war ein bisschen am Dösen und bekam deshalb nicht richtig mit, wie die Lehrerin hereinkam und mit dem Unterricht begann. Erst als ich plötzlich eine Stimme hörte, wurde ich wieder richtig wach. Es war eine sehr angenehme weibliche Stimme, harmonisch und irgendwie herzlich und plötzlich fühlte ich wieder diesen Kriechstrom. Mir kam ein Verdacht. »Deine Antwort stimmt!« sagte unsere Religionslehrerin, »aber ich habe dich hier noch gar nicht gesehen. Wer bist du denn?«

Erst jetzt sah ich, daß sie mit unserer neuen Mitschülerin sprach, die ein paar Reihen weiter hinten saß und gerade ihren Namen nannte. Sie hatte einen sehr ungewöhnlichen Namen, er mußte wohl irgendwo weit außerhalb Europas stammen, denn er endete nicht wie die meisten Mädchennamen entweder auf »A« oder auf »E«, und ich hatte richtig Mühe, ihn mir zu merken, obwohl ich sonst kein schlechtes Namensgedächtnis habe. Aber warum nahm sie plötzlich am Religionsunterricht teil? Dieser Unterricht war die einzige Stunde, die ich mal nicht mit meinem Tischnachbarn zusammen hatte, denn er hatte sich dem Lager der Nichtteilnehmer angeschlossen und verbrachte die Zeit in den Kaufhäusern in der Stadt. War das vielleicht der Grund?

»Machst du jetzt immer mit?« fragte unsere Religionslehrerin.

»Ja«, antwortete sie.

»Aha, und warum erst jetzt?«

»Ich war nicht vom Anfang an dabei, sondern bin erst später in diese Klasse gekommen.«

Daraufhin trug unsere Lehrerin noch etwas ins Klassenbuch ein und fuhr dann fort, Fragen zu stellen und Einzelheiten an die Tafel zu schreiben.

Mir gingen nur noch Fragen im Kopf herum und ich nahm mir vor, sie ihr am Ende der Stunde zu stellen. Doch dazu kam es nicht, denn als es klingelte, ging die Tür auf und mein Tischnachbar kam herein, um mir stolz zu zeigen, welche CD er sich in der Stadt gekauft hatte.

Doch ich sollte noch eine zweite Chance bekommen, und zwar nach dem Unterrichtsende, als ich wie so oft in der Pausenhalle wartete. Zwischen meinem Tischnachbarn und mir hatte es mal wieder Streit gegeben, weil er es eilig hatte und nicht länger auf diese »Tusse«, wie er sie nannte, warten wollte. Ich wußte aber, daß er nur wild darauf war, seine neue CD anzuhören und gab nicht nach. Daraufhin war er wutschnaubend Richtung Auto davongestrampt. Kurz danach kam sie durch die Tür.

»Hallo«, sagte sie, als sie bei mir war. Wir setzen uns in Bewegung.

»Hallo«, gab ich zurück, »ich war heute echt überrascht, dich im Religionsunterricht zu sehen. Warum nimmst du jetzt daran teil? Ich meine, du könntest genausogut frei haben.«

»Ja, aber Religion hat mich schon immer interessiert, ich habe viel darüber gelesen. Ich wußte zuerst gar nicht, daß es hier so einen Unterricht gibt und dann habe ich mich gleich entschlossen, daran teilzunehmen«, erklärte sie.

»Übrigens, dein Bonbon war echt klasse, meine Nase war danach total frei. Wo gibt es die zu kaufen?«

Sie lächelte vieldeutig.

»Die kannst du nicht kaufen, die macht meine Oma selbst. Ich habe zufällig noch drei Stück bei mir. Willst du sie haben?«

»Ja, aber dann hast Du ja keine mehr«, antwortete ich, völlig überrascht von ihrem Angebot.

»Doch, zu Hause hab' ich noch ein ganzes Glas voll. Außerdem ist es schön, wenn sie dir helfen. Moment!«

Sie machte kurz ihre Tasche auf und reichte mir dann die drei Bonbons, die genauso dunkel und fast quadratisch waren wie das erste.

»Vielen Dank«, sagte ich, »das ist wirklich sehr nett von dir!«

»Keine Ursache«, gab sie zurück, »gern geschehen!«

Ihr Lächeln war so faszinierend, daß es mich wieder in seinen Bann zu schlagen drohte.

Gerade noch rechtzeitig schaute ich in eine andere Richtung und bekam dadurch mit, daß ich schon dabei war, mit dem Türpfosten zusammenzuprallen. Trotzdem fühlte ich mich herrlich. Heute hatte ich das erste Mal ein längeres Gespräch mit ihr gehabt, und nicht nur das, sie hatte mir wieder ihre Bonbons gegeben, die so gut gegen meine Erkältung wirkten. Wenn ich Flügel gehabt hätte, dann wäre ich vor Glück davongeflogen, so froh war ich in diesem Moment.

Auf der Rückfahrt hatte meinen anderen Kumpel die Diskutierlaune gepackt, und so hatte er mit den beiden Mädchen eine spannende Unterhaltung angefangen. Einzig mein Tischnachbar beteiligte sich gar nicht daran, sondern widmete sich voll und ganz dem Umschlag seiner CD. Plötzlich sagte mein Kumpel:

»Ich habe hier ein Rätsel, mal sehen ob ihr es lösen könnt: Also, was hat morgens vier, mittags zwei und abends drei Beine?«

Es war genau die Frage, die von der berühmten Sphinx in der griechischen Sage jedem gestellt wurde, bis ein Held kam, sie richtig beantwortete und das Fabelwesen sich daraufhin in die Tiefe stürzte. Er grinste schon siegessicher, und zuerst schien es tatsächlich so, als würde keiner die Antwort wissen.

»Na, wißt ihr es nicht?« fragte mein Kumpel nochmal.

»Doch«, sagte plötzlich unsere neue Mitschülerin, »die Antwort ist: Der Mensch.«

Mein Kumpel war verblüfft.

»Wieso das denn?«

»Na wenn er jung ist, krabbelt er auf allen Vieren. Ein Erwachsener geht auf zwei Beinen, und im Alter brauchen viele zum Gehen einen Stock, also ein drittes Bein.«

Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich den Eindruck, als säße da hinten auf der Rückbank tatsächlich die geflügelte Sphinx und triumphierte.

»Woher weißt du das?« fragte mein Kumpel.

»Ich kenne die Geschichte.«

Ich grinste ihn an.

»Tja mein Freund, da hat dich mal jemand richtig erwischt.«

»Na und«, gab er scheinbar unbeeindruckt zurück, »als Belohnung darf sie halt beim nächsten Mal eine Rätselfrage stellen.«

In diesem Augenblick verschlechterte sich der Radioempfang, und er versuchte, einen anderen Sender anzupeilen. Ich hatte seine letzten Worte gar nicht mitbekommen und hielt die Angelegenheit damit für erledigt.

Tags darauf, in der ersten großen Pause, in der ich gerade allein war und zum Kiosk gehen wollte, kam sie plötzlich auf mich zu.

»Ich hab' hier ein Rätsel für dich. Willst du's haben?« fragte sie.

»Ja, gern«, sagte ich wagemutig.

Sie gab mir einen kleinen Zettel, auf dem ein paar Zahlen standen, die an der dritten und sechsten Stelle durch einen Punkt getrennt waren. Es sah so aus wie ein Datum.

»Versuch' mal herauszufinden, was das bedeutet. Noch ein Tip: Es hat was mit Verständigung zu tun. Übrigens kann es sein, daß du die Lösung schon hast.«

Sie lächelte mich neugierig an. Ich sah auf den Zettel und überlegte, was diese mysteriösen Zahlen wohl bedeuten könnten. Ein Datum konnte es jedenfalls nicht sein, denn dann hätte es einen 25. Monat geben müssen. War es vielleicht eine Summe? Oder ein Code?

Als ich wieder aufsah, war sie verschwunden.

Was hatte sie gesagt? Verständigung? Ich hatte die Lösung vielleicht schon? Wo denn? Und was konnten Zahlen mit Verständigung zu tun haben?

Mein Fehler damals war, daß ich die Zahlen nur als solche und nicht als komplette Nummer sah, vielleicht wäre mir dann viel Mühe erspart geblieben. Diese Sachen weiß aber leider immer erst hinterher. Je länger ich darüber nachdachte, desto verwirrter wurde ich und kam zu keinem Ergebnis. Ständig suchte ich nach einer eventuell schon vorhandenen Lösung, aber dies erwies sich als ein viel schwierigeres Rätsel als das mit der Sphinx. Ein Rätsel, zu dem ich die Lösung möglicherweise schon hatte, aber sie trotzdem nicht fand, und damit war ich auf die fünfte Seite der sieben Seiten der Seltsamkeiten gestoßen: Lösungsrätsel.

Ich probierte es mit Buchstaben als Ersatz für die Zahlen, aber das ergab keinen Sinn.

Dann suchte ich nach einem logischen Aufbau, also etwa daß die zweite Zahl das doppelte der ersten ergab und so weiter, aber auch das funktionierte nicht.

Mein Tischnachbar sah mich zufällig mit diesem Zettel und wollte wissen, was es damit auf sich hatte. Nachdem ich es ihm erklärt hatte, versuchte er sich eifrig daran, aber schon nach nur fünf Minuten gab er ihm mit den folgenden Worten zurück:

»Das kann man nicht lösen. Sie hat dich veralbert.«

Er benutzte natürlich nicht das Wort »veralbert«, sondern - wie es typisch für ihn war - ein wesentlich drastischeres. Aber ich glaubte ihm nicht, sie hatte mich noch nie veralbert. Daraus folgte: Zu diesem Rätsel mußte es einfach eine vernünftige Lösung geben. Das Eigenartige daran war nur, daß auch andere Leute außer mir nicht darauf kamen. In der zweiten großen Pause fragte ich meinen anderen Kumpel, ob er nicht eine Idee zu diesem Rätsel hätte, denn immerhin hatte er vom Interesse her ein viel besseres Verhältnis zu Zahlen als ich.

Man kann es glauben oder nicht, er sagte schließlich:

»Nö, die Lösung kann ich auch nicht erkennen. Muß was besonders Kompliziertes sein.«

Auf der Rückfahrt spielten andere Themen eine Rolle, und das Rätsel fiel mir erst wieder in die Hände, als ich die Schultasche für den nächsten Tag packte. Den Nachmittag verbrachte

ich zum größten Teil damit, in Büchern nach Lösungen zu suchen, aber weder mein Mathematikbuch mit seinen unzähligen Formeln noch das Lexikon wollten eine Lösung preisgeben. Auch der Schülerkalender, eine Art Taschenbuch mit Beschreibung der gängigsten Geheimschriften, half nicht. Ich begann mich zu fragen, womit ich so ein vertracktes Rätsel verdient hatte. Nun, manche Lösungen brauchen länger als einen Tag, deshalb verschob ich die Suche danach erstmal auf den nächsten und stecke den Zettel wieder in die Hosentasche.

Als wir am nächsten Morgen bei der Schule angekommen waren und auf das Gebäude zuingen, fragte sie mich scheinbar beiläufig:

»Hast du das Rätsel, das ich dir gestern gegeben habe, schon gelöst?«

»Nein«, antwortete ich wahrheitsgemäß, »ich bin immer noch am Lösen.«

»Ist es zu schwer?«

Ich hätte es ja einfach nur zugeben müssen, dann hätte ich mir viel Kopfzerbrechen erspart. Aber stattdessen schüttelte ich den Kopf und sagte:

»Keine Sorge, ich krieg's schon noch irgendwie 'raus.«

Sie nickte, und in diesem Moment hatten wir die Tür erreicht und trennten uns.

Ich wußte damals noch nicht, daß sie mir nicht nur einfach ein Rätsel gegeben hatte, sondern es wesentlich mehr bedeutete. Außerdem hatte sie vollkommen recht, die Lösung war so einfach, daß ich mit ein bisschen Glück fast darüber gestolpert wäre. Aber dieses Glück hatte ich nicht, und nachdem ich zu Hause nochmal vergeblich versucht hatte, eine Lösung zu finden, steckte ich den Zettel in meine Hosentasche und vergaß ihn schließlich dort. Zu diesem Zeitpunkt ahnte ich nicht, daß er bald eine größere Rolle spielen sollte, als ich zu träumen gewagt hätte.

6. Seite: Angstmut

Noch in dieser Woche bekamen wir eine Arbeit zurück, bei der ich mich heftig mit dem Lehrer um einen Punkt stritt, der mir zur besseren Note verholfen hätte, aber er weigerte sich beharrlich und ritt ständig auf den gleichen Argumenten herum. Plötzlich und zu meiner allgemeinen Überraschung wünschte ich mir den dämonischen Blick, denn damit hätte ich ihn nur kurz anstarren müssen, und sofort hätte er mir den fehlenden Punkt zugestanden. Aber ich hatte ihn nicht, würde ihn auch nicht bekommen und mußte mich deshalb mit der Zensur zufriedengeben. Mein Tischnachbar, der dieselbe Note hatte wie ich, meinte dazu, das wäre Schicksal und vielleicht hätte ich bei der nächsten Arbeit mehr Glück. Er schien direkt froh darüber zu sein, daß ich diesen einen Punkt nicht bekommen hatte, und natürlich wartete er auch mal wieder nicht in der Pausenhalle, sondern ging direkt zum Auto.

Da das nicht gerade schöne Erlebnisse waren, hatte meine Laune einen Tiefpunkt erreicht, und offenbar mußte ich immer noch ein unzufriedenes Gesicht machen, denn als sie durch die Tür der Pausenhalle gekommen war und schließlich vor mir stand, schien sie etwas bemerkt zu haben.

»Du siehst heute so bedrückt aus«, stellte sie fest, »ist was passiert?«

Eigentlich wollte ich sie nicht mit meinem negativen Erlebnis belasten, aber da sie nun schon danach gefragt hatte, konnte ich es ihr auch erzählen.

»Wir haben heute eine Arbeit zurückbekommen und mir fehlt nur ein Punkt zur besseren Note. Deshalb habe ich mit dem Lehrer darüber diskutiert, aber er wollte ihn mir nicht geben.«

»Kann ich die Arbeit mal sehen?«

Ich nickte, obwohl ich mich sehr darüber wunderte. Warum wollte sie meine Arbeit haben? Das würde doch jetzt auch nichts mehr nutzen. Trotzdem öffnete ich meine Tasche und reichte sie ihr hin.

Sie sah sie durch und nach einer Weile lächelte sie.

»Die Punktzahl stimmt nicht.«

Ich hatte nicht richtig verstanden, wie sie das meinte und sagte:

»Ja, ich finde auch, bei Aufgabe vier hätte er mir mehr Punkte geben müssen.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, das meine ich nicht. Dein Lehrer hat sich verrechnet. Wenn man alle Punkte zusammenzählt, hast du am Ende einen Punkt mehr, als er hingeschrieben hat.«

»Wirklich?«

»Ja, schau.«

Sie zeigte es mir und zählte vor meinen Augen alle Punkte zusammen. Und sie hatte recht, am Ende war es ein Punkt mehr.

»Ich würde morgen zu dem Lehrer gehen und ihn darauf hinweisen. Dann bekommst du sicher deine bessere Note.«

»Das gibt's doch nicht, das mir das nicht aufgefallen ist. Vielen Dank, du bist ein Genie!«

Sie lächelte wieder.

»Das ist nichts Besonderes. Lehrer erzählen sich ab und zu mal. Ich habe das auch schon ein paarmal erlebt.«

Wir gingen weiter und währenddessen erzählte sie mir von ihren Erlebnissen mit Lehrern. Leider dauerte das Gespräch nicht lange, da wir schon kurze Zeit später vor dem Auto standen. Und obwohl wir nicht länger als sonst gebraucht hatten, beschwerte sich mein Tischnachbar:

»Mensch, das hat ja wieder eine Ewigkeit gedauert. Hättet ihr nicht noch langsamer gehen können? Ich will endlich nach Hause, hab' tierischen Kohldampf!«

Wenn er hungrig war, dann hatte mein Tischnachbar grundsätzlich schlechte Laune, und deshalb ersparte ich mir jegliche Erklärung. Am nächsten Morgen ging ich gleich ins Lehrerzimmer, sprach mit dem Lehrer und nachdem er die Arbeit nochmal kontrolliert hatte, meinte er:

»Hoppla, Entschuldigung, da habe ich tatsächlich was übersehen. Das nächste Mal werde ich gleich nachzählen. Gut, ich werde die Arbeit gleich verbessern und gebe sie dann nächste Stunde zurück.«

Zufrieden verließ ich das Lehrerzimmer wieder. Meine Laune war schlagartig besser geworden, sogar so sehr, daß mein Tischnachbar argwöhnisch wurde und fragte:

»Warum grinst du denn die ganze Zeit so?«

Nachdem ich ihm den Grund erklärt hatte, sagte er mir mit saurem Gesicht:

»Glückwunsch. So viel Dusel will ich auch mal haben. Und wie biste darauf gekommen, daß noch ein Punkt fehlt?«

»Unsere neue Mitschülerin hat mich auf die Idee gebracht. Ich habe ihr gestern die Arbeit gezeigt und sie hat nachgezählt.«

»Dieser Tusse zeigst du deine Arbeit?« fragte mich mein Tischnachbar, als ob er an meinem Verstand zweifeln würde. Dann meinte er sarkastisch:

»Am Ende hat sie diesen einen Punkt dazugehext. Würde mich nicht wundern bei so einem Weib. Wer weiß, was ihr da gestern zusammen getrieben habt.«

»Du hast doch nicht mehr alle Tassen im Schrank«, gab ich zurück. Aber offenbar war meinem Tischnachbarn die Lust am Diskutieren vergangen, denn statt einer patzigen Antwort sagte er:

»Egal, ich geh' mir jetzt 'ne Currywurst holen.«

Ich wußte, daß mein Tischnachbar im Wirklichkeit nur neidisch auf meine bessere Zensur war. Deshalb vergaß ich diese Streiterei schnell wieder, und zum Glück kam er auch nicht mehr darauf zurück.

Einige Tage vergingen ohne besondere Ereignisse. Aber trotzdem fiel mir etwas auf: War die letzte Unterrichtsstunde vorüber und ich ging in die Pausenhalle, um mir ihr zusammen zum Parkplatz zu gehen, war sie jetzt seltsamerweise immer etwas früher da, so als würde sie auf mich warten wollen. Zuerst dachte ich, das wäre reiner Zufall, aber dann ich stellte fest, daß sie an allen Tagen, an denen sie weniger oder die gleiche Anzahl an Stunden hatte wie ich, auf mich wartete und ich mich felsenfest darauf verlassen konnte, egal ob ich mir nun Zeit ließ oder nicht. Selbst als ich einmal den Versuch machte und den Unterricht fünf Minuten früher verließ, als er eigentlich zu Ende war, und mich extra beeilte, zur Pausenhalle zu kommen, war sie eher da. Wie schaffte sie das bloß? Ich wußte es nicht.

Andererseits mußte ich mir auch gestehen, daß es mir zwar seltsam vorkam, aber insgeheim freute ich mich darüber. Es ist ein unheimlich schönes Gefühl, wenn man weiß, einer Person offenbar so wichtig zu sein, daß sie sogar die unbequeme Warterei auf sich nahm. Ich vermutete, daß sie mir damit nichts beweisen wollte, sondern sich einfach bei mir sicherer fühlte als bei den anderen, die sie so gut wie nicht kannte. Ob das nun stimmte oder nicht, für mich reichte es als Erklärung aus.

Am Freitag jedoch war sie nach der letzten Stunde zuerst nicht da. Ich wunderte mich schon etwas darüber, da sah ich sie durch die Tür kommen, aber ihr Blick war anders als sonst, richtig finster und hatte wieder dieses Dämonische an sich.

»Hallo«, begrüßte ich sie, »hat dich etwas geärgert? Du siehst so wütend aus.«

Sie schaute mich einige Sekunden lang an, so als müßte sie überlegen, ob und wie sie es mir erzählen sollte. Dann sagte sie:

»Ich habe mich mit einer Klassenkameradin gestritten.«

»Aha, und warum?«

»Sie meinte ich wäre schuld an ihrer Erkältung, weil ich sie angeblich immer so böse ansehe. Allein mein Blick würde sie schon krank machen. Und dann hat sie noch ein paar andere Dinge gesagt.«

»Was für Dinge?«

Sie schaute mich überrascht an.

»Warum willst du soviel darüber wissen?« fragte sie.

Sie dachte wohl, ich würde nur aus Neugier fragen und nicht, um sie zu verstehen.

»Damit ich mir besser vorstellen kann, was da zwischen euch passiert ist. Du hast mir ja auch mit der Arbeit geholfen und jetzt würde ich dir gern helfen, denn vieles kann man wesentlich leichter ertragen, wenn man mal mit jemandem darüber spricht.«

Sie nickte.

»Dann hat sie noch gesagt, ich wäre sowieso eine Streberin und es sei kein Wunder, daß ich keine Freunde hätte. Mit so einem Blick wie ich ihn hätte, könnte man mich nur hassen.«

»Das stimmt überhaupt nicht«, sagte ich mit Nachdruck, »ich finde deinen Blick in Ordnung.«

»Ehrlich? Hast du keine Angst vor ihm?« fragte sie überrascht.

»Nein. Wenn du willst, kannst du es gerne testen«, erklärte ich wagemutig, wobei ich selbst über meinen Vorschlag überrascht war.

»Lieber nicht«, sagte sie, »ich will nicht, daß du Angst vor mir hast.«

»Ich hab' keine Angst«, behauptete ich felsenfest, »komm, probier's aus!«

»Bist du sicher, daß du das willst? Ich möchte dir echt nicht wehtun.«

»Keine Sorge, das tust du nicht. Ich übernehme die volle Verantwortung dafür. Also, leg los.«

»Na gut.«

Sie schaute mir jetzt direkt in die Augen, ihr Blick verfinsterte sich noch mehr und das Dämonische, das darin lag, wurde immer stärker und bedrohlicher. Wir standen am Rand der Pausenhalle und dauernd gingen Leute an uns vorbei, aber ich nahm das plötzlich gar nicht

mehr wahr, die Umgebung verschwamm zusehens, wurde immer dunkler und der Kriechstrom, den ich immer bei einem solchen Blick von ihr gespürt hatte, nahm beängstigend zu. Ich spürte, wie mir die Angst beklemmend in den Nacken kroch, wußte auf einmal nicht mehr, wo ich war und was ich hier sollte, sondern sah nur noch die angsterregende Dunkelheit vor mir, die mir vorkam wie ein unendlich tiefes, schwarzes Meer. Trotzdem sah ich noch irgendwo in der Ferne ein kleines Licht. Und urplötzlich hatte ich das Gefühl, als würde mir der Boden unter den Füßen weggerissen und ich würde fallen. Ich fiel und fiel und fiel, das Licht verschwand, und ich fiel immer steiler, immer schneller genau auf dieses riesige schwarze Meer mit seiner unermeßlichen Tiefe zu, dessen Wellen nach mir zu greifen schienen und mich verschlingen wollten. Das war zuviel, ich würde ertrinken und nichts konnte mich mehr retten. Und als mich jetzt auch noch etwas eiskalt zu schütteln anfang, wollte ich nur noch schreien.

»Hallo?« hörte ich eine mir bekannte Stimme sagen. Sofort verschwand die Dunkelheit, und mir wurde warm ums Herz. Ruckartig fand ich mich in der Pausenhalle wieder und die Besitzerin der Stimme stand noch immer vor mir. Sie hatte ihren Blick abgewandt und schaute mich jetzt wieder an, mit einem Blick, der nichts Dämonisches mehr an sich hatte, sondern nur noch Besorgnis ausdrückte.

»Geht es wieder?« fragte sie.

»Ja, geht... « murmelte ich.

»Siehst du, ich habe es schon geahnt. Du hast auch Angst vor meinem Blick« sagte sie betrübt, schaute in eine andere Richtung und wollte schon weitergehen, aber da hielt ich sie zurück.

»Nein, nein, warte bitte!«

»Was ist denn?«

»Könntest du das nochmal machen?«

Die Überraschung, die jetzt in ihrem Gesicht geschrieben stand, sprach Bände.

»Ehrlich? Du willst nochmal meinen Blick über dich ergehen lassen?«

»Ja, das will ich«, bekräftigte ich, selbst verwundert über den Mut, den ich plötzlich wieder hatte. Das Erlebnis mit ihrem Blick war so angsterregend gewesen wie ein Albtraum, aber trotzdem hatte ich das Gefühl, es schaffen zu können. Es war seltsam, ich hatte genausoviel Angst gehabt, wie ich jetzt Mut hatte, obwohl ich mir den jetzt nicht erklären konnte, und damit hatte ich die sechste Seite der sieben Seiten der Seltsamkeiten entdeckt: Angstmut.

»Aber du hast doch gesehen, was passiert ist. Willst du das wirklich nochmal durchmachen?« fragte sie mich, immer noch verwundert.

»Ja. Ich glaube, jetzt schaffe ich es. Vorher wußte ich ja nicht, wie dein Blick ist, aber jetzt weiß ich es. Und ich glaube, wenn ich mich besser konzentriere, dann passiert es mir nicht nochmal, daß ich Panik kriege. Bitte lass es mich nochmal probieren, ich würde diesen Test echt gern bestehen«.

Ein paar Sekunden lang zögerte sie, bevor sie antwortete:

»Also gut, aber nur noch dieses eine Mal, mehr möchte ich dir heute echt nicht zumuten.«

Sie schaute mir wieder in die Augen, und abermals verfinsterte sich ihr Blick und die Dämonie in ihm trat immer deutlicher hervor. Wie auch beim ersten Mal verschwamm nach einer Weile die Umgebung, wurde immer dunkler und schließlich schwarz, und das bedrohliche Meer mit seiner riesigen Tiefe lag wieder vor mir.

Ich hielt nach dem kleinen Licht Ausschau und fand es tatsächlich wieder. Irgendwie verlieh es mir eine gewisse Zuversicht, praktisch ein Urvertrauen. Deshalb nahm ich mir vor, mich immer auf dieses Licht zu konzentrieren, egal was passieren würde.

Da geschah es wieder, ich verlor den Boden unter den Füßen und fiel. Aber ich schaute nicht nach unten, sondern immer nur zu diesem Licht, was irgendwo in weiter Ferne geradeaus vor mir schimmerte. Ich fiel und fiel und fiel, fühlte wie die Angst hervorkommen wollte und der

Kriechstrom stärker wurde, aber behielt das Licht immer im Auge. Und es verschwand nicht, im Gegenteil, es kam langsam aber sicher näher.

Dann bemerkte ich, daß ich auf einmal nicht mehr nach unten fiel, sondern nach vorn, direkt auf dieses Licht zu. Plötzlich fühlte ich keine Angst mehr, auch der Kriechstrom war verschwunden. Ich wußte genau, diesem Licht war ich willkommen, es würde mich davor bewahren in das dunkle Meer zu stürzen. Also breitete ich meine Arme aus, um es so zu begrüßen.

»Hoppla« hörte ich überrascht eine Stimme sagen, und in dem Moment war alles verschwunden, ich fand mich wieder in der Pausenhalle und vor mir stand diejenige, die mir eben noch tief in die Augen gesehen hatte. Und sie lächelte!

»Was ist los?« fragte ich verwirrt.

»Du warst gerade dabei, mich zu umarmen«, erklärte sie.

»Oh, entschuldige!« sagte ich, leicht peinlich berührt.

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen«, gab sie zurück, »das war das erste Mal, das sich jemand freiwillig meinem Blick ausgeliefert hat und dabei so glücklich aussah. Hastest du wirklich keine Angst?« fragte sie.

»Nur noch ein bißchen«, gab ich zu, »aber ich habe mich immer auf das Licht konzentriert und dann war alles besser.«

»Was für ein Licht?«

Ich erklärte ihr, was ich erlebt hatte, und in ihrem Gesicht spiegelten sich Staunen und Neugier wieder, so wie wenn man einem Kind zum ersten Mal die Geschichte vom Weihnachtsmann erzählt.

»Toll«, sagte sie danach, »du hast es wirklich geschafft! Ich bin echt froh darüber! Also, Herr Kandidat, Sie haben alle 1000 Punkte. Was kommt als nächstes?« fragte sie ein bisschen verschmitzt.

»Ich gebe dir am Montag mal was aus, wie wär's damit?«

»Warum mir? Du hast den Test doch bestanden!«

»Na gut, dann gebe ich uns beiden was aus. Mir, weil ich den Test bestanden habe und dir, weil du mir die Erlaubnis gegeben hast. Einverstanden?«

»Klaro«, antwortete sie, und ihr Lächeln überstrahlte den grauen und verregneten Tag bis in die letzten Winkel.

7. Seite: Wegdasein

Normalerweise kamen mir die Wochenenden immer viel zu kurz vor, aber dieses erwies sich eindeutig als zu lang. Noch gleich am Freitag besorgte ich das, was ich ihr ausgeben wollte, und freute mich von da an die ganze Zeit auf den Montag, an dem ich sie wiedertreffen würde. Sie war an diesem Tag auch viel fröhlicher aus dem Auto gestiegen und hatte mir nochmal zugewunken, bevor sie über die Straße ging, und genau an dieses Bild tauchte immer wieder vor meinen Augen auf, sobald ich bei irgendeiner Sache eine Pause machte und nachdenken wollte. Allerdings kam mir dabei auch die Frage in den Sinn: Was sollte ich tun, wenn sie das, was ich ihr ausgeben wollte, gar nicht mochte? Dafür mußte ich mir noch was einfallen lassen. Trotzdem versetzte mich allein der Gedanke daran in Aufregung und ich konnte nur hoffen, daß es klappen würde.

Als ich also die kleine Aufmerksamkeit am Montag vor der ersten großen Pause aus meiner Tasche nahm, fragte mich mein Tischnachbar verwundert:

»Wozu hast du denn die Mohrenköpfe gekauft? Du hast doch heute gar nicht Geburtstag!«

»Ich wollte meiner neuen Mitschülerin mal einen ausgeben«, erklärte ich wahrheitsgemäß, »zum Dank, daß sie mir mit dem Punkt bei der einen Arbeit geholfen hat und so«. Das hätte ich besser nicht tun sollen, denn nun schlug die Laune meines Tischnachbarn total um und seine unbändige Wut bahnte sich ihren Weg:

»Ganz toll. Wirklich klasse! Wenn ich dir mal geholfen habe, hast du dich nie bedankt! Aber wenn sie das tut, dann gibst du ihr gleich was aus. Warum schenkst du ihr nicht gleich noch ein Haus und deinen Wagen obendrein? Das würde sich wenigstens richtig lohnen!« Obwohl es mir nicht leicht fiel, blieb ich ruhig.

»Ist ja schon gut. Also, ich bezahle nachher deine Currywurst, ist das in Ordnung?« Mein Tischnachbar, der eben zu seiner Hochform auflaufen wollte, wurde still, überlegte kurz und sagte dann:

»Na gut. Ist ja wohl auch das mindeste.«

Froh darüber, diese Bombe entschärft zu haben, ging ich los und suchte sie, der ich jetzt die Mini-Mohrenköpfe ausgeben wollte. Aber so sehr ich auch nach ihr suchte, die Treppen herauf- und herunterlief, die Gänge durchstreifte und schließlich auch außerhalb des Schulgeländes nach ihr Ausschau hielt, ich konnte sie nicht finden.

»Na, was ist?« fragte mein Tischbachelor, als ich wieder in der Pausenhalle war.

»Komisch«, sagte ich, »sie ist doch heute morgen mitgekommen. Wieso ist sie dann nirgendwo zu sehen?«

»Hab' ich mir schon gedacht«, meinte mein Tischnachbar, »wenn's drauf ankommt, läßt sie dich im Regen stehen. Typisch Weiber. Komm, ich will mir jetzt 'ne Currywurst holen.« Ich folgte ihm und bezahlte seine Currywurst, war aber verwirrter denn je. Irgendwas mußte passiert sein, etwas Unerwartetes, denn sie hatte bisher jede Pause hier in der Pausenhalle verbracht. Sicherheitshalber hatte ich auch im Klassenraum nachgesehen, in dem sie bis eben noch Unterricht gehabt hatte: Er war leer.

»Da stimmt was nicht«, sagte ich zu meinem Tischnachbarn, »sie kann doch nicht einfach so vom Erdboden verschluckt worden sein.«

»Mach' dich doch nicht so verrückt«, antwortete er, »vielleicht mußte sie dringend was besorgen und ist sie in die Stadt gegangen. Wahrscheinlich hat sie sowieso schon vergessen, daß du ihr einen ausgeben wolltest.«

Ich schüttelte den Kopf, aber er hatte recht, sie konnte tatsächlich in die Stadt gegangen sein, obwohl es das erste Mal gewesen wäre, denn sie kannte sich im Stadtgebiet noch nicht so gut aus. Nun, die folgende Doppelstunde hatten wir wieder gemeinsam Unterricht, dann würde ich sie ja zwangsläufig wiedersehen.

Doch da irrte ich mich. Der Unterricht fing an, aber ihr Platz blieb leer. Ich schaute meinen Tischnachbarn an, aber der zuckte nur mit den Schultern und sagte dann im Flüsterton: »Frag' doch nach der Stunde irgendeine der anderen Tussen hier.«

»Gute Idee, mach' ich«, flüsterte ich zurück.

Ungeduldig wartete ich auf das Klingelsignal, und als es endlich kam, stand ich gleich auf und ging zu der Klassenkameradin am Nebentisch, die gerade dabei war, ihre Sachen in die Tasche zu packen. Als ich sie fragte, wußte sie zuerst nicht, wen ich meinte, und als ich es ihr nochmal erklärt hatte, sagte sie schließlich:

»Ach die, die hat sich vorhin gemeldet und hat dem Lehrer gesagt, ihr wäre schlecht und ob sie nach Hause dürfte. Daraufhin hat sie der Lehrer zum Hausmeister gebracht und ein Taxi gerufen. Die sah auch kreideweiß aus im Gesicht.«

»Du vermißt sie wohl?« fragte ihre Tischnachbarin.

»Wie kommst du darauf?« entgegnete ich.

»Na jeder weiß doch, daß ihr was miteinander habt. Das sieht man ja auf zehn Meter. Frag' mich bloß, was du an ihr findest, bei diesem häßlichen Blick.«

In mir kam Wut auf. Mir war völlig egal, ob ich mir jetzt was bei den Mädchen verscherzte oder nicht, aber ich hatte die Nase voll von dieser Boshaftigkeit.

»Wir haben nichts miteinander, aber ihr Blick ist eine Wohltat, wenn ich deinen häßlichen Charakter sehe. Und überhaupt seid ihr offenbar nicht fähig, euch mal ganz normal mit einem Menschen zu befassen, wenn er mal ein bisschen anders ist als ihr selbst. Stattdessen seid ihr arrogant bis an die Oberkante und glaubt, ihr seid was Besseres, und wenn ich sowas sehe, wird mir auch schlecht«, fauchte ich sie an. Mein Tischnachbar, der neben mir stand, staunte Bauklötzer, denn solche temperamentvollen Ausbrüche kannte er höchstens bei sich, aber nicht bei mir. Ich hatte nichts mehr zu sagen und machte mich auf den Weg in die Pausenhalle.

»Kannst mich mal«, hörte ich die eine Mitschülerin noch sagen, aber da war ich schon so gut wie aus der Tür.

»Heute hast du's der Tuse aber gezeigt« freute sich mein Tischnachbar.

»Ist doch wahr«, sagte ich, »Lästern und Paffen ist das einzige, was die können. Bestimmt sind ihre Hirne schon so schwarz wie ihre Lunge, falls sie überhaupt welche haben.«

»Aber mal im Ernst: Hast du was mit ihr?«

Ich stöhnte.

»Fängst du auch noch damit an! Wir können uns ganz gut miteinander unterhalten, mehr nicht. Deshalb muß man doch nicht gleich verheiratet sein.«

»Schon gut, war ja nur eine Frage.«

Plötzlich überfiel mich Niedergeschlagenheit. Nicht nur, daß ich mich so darauf gefreut hatte, ihr etwas ausgeben zu können und es nun nicht tun konnte, mir gingen außerdem tausend Fragen den Kopf: Was hatte sie denn plötzlich? War sie gut nach Hause gekommen? War das jetzt vorübergehend, oder würde sie länger krank sein? Konnte ich vielleicht irgendwas für sie tun?

Zerknirscht stellte ich fest, daß ich weder ihre Adresse noch ihre Telefonnummer hatte, ich wußte nicht einmal ihren Nachnamen, wenn mir überhaupt etwas von ihr bekannt war, dann ihr Vorname und der Wohnort, wie sie aussah und wie sie lächelte, aber damit würde ich nicht weit kommen. Anrufen oder eine Karte schicken konnte ich also gleich vergessen. Ich war also dazu verdammt bis morgen zu warten, und wenn sie dann nicht da war, dann bis übermorgen und vielleicht noch viel länger. Dann würde ich ihr Lächeln nicht mehr sehen, ihre Stimme nicht mehr hören und niemand würde mehr in der Pausenhalle auf mich warten. Es war schon eigenartig, ich wußte, daß sie nicht mehr in der Schule war, aber vor meinem inneren Auge tauchten gerade jetzt die Bilder von ihr auf, die magischen Momente, die ich mit ihr erlebt hatte. Sie war also weg, aber trotzdem noch irgendwie da für mich - und das war die siebte Seite der sieben Seiten der Seltsamkeiten: Wegdasein.

Mein Tischnachbar versuchte mich aufzumuntern. Er spendierte mir ein Baguette vom Kiosk, fast schon das Teuerste, was der anzubieten hatte, und redete mir gut zu, aber auch das konnte meinen Trübsinn nicht beseitigen. Und als wir in den Wagen gestiegen waren und die Schülerin fragte, wo denn unsere neue MitfahrerIn war, da wurde mein Trübsinn noch größer. Selbst mein anderer Kumpel wunderte sich, was mit mir los war, und ich antwortete ihm, ich hätte einen schlechten Tag gehabt. Zum Glück fragte er nicht weiter nach.

Zu Hause wollte ich dann die Schularbeiten erledigen, aber ich hatte gar keine Lust, und darauf konzentrieren konnte ich mich auch nicht. So verbummelte ich die Stunden des Nachmittags mit einem großen Spaziergang. Ich brauchte einfach Bewegung zum Nachdenken, und schließlich stand ich auf dem großen Aussichtsplatz, an dem man einen sehr guten Überblick über den ganzen Ort hatte.

Ich seufzte und ließ die Hände in die Hosentaschen wandern.

Moment, was hatte sich denn da so angesammelt? Ich schaute nach.

Da war eine alte Kinokarte, ein Einkaufszettel und... der Zettel mit dem Lösungsrätsel. Er war schon reichlich zerknittert, genau wie ich mich jetzt fühlte, aber man konnte ihn noch gut lesen, und nach langer Zeit schaute ich mir wieder die Zahlen an.

Plötzlich machte es »Klick« und mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Das war also die Lösung! Ich konnte es nicht fassen, daß ich so dämlich gewesen und nicht früher darauf

gekommen war: Wenn man sich die Punkte wegdachte, ergab sich eine TELEFONNUMMER. Die ganze Zeit hatten mich diese verdammten Punkte zum Narren gehalten, die mich immer wieder auf die Fährte nach einem Datum brachten. Aber nein, es war viel einfacher gewesen! Ich grinste, mehr über meine Schusseligkeit als darüber, die Lösung gefunden zu haben. Gleichzeitig fing mein Herz an zu klopfen. Ich hatte jetzt ihre Telefonnummer und beschloß, keine Zeit mehr zu verlieren. Im Sauseschritt ging ich nach Hause zurück, überlegte mir einen Text für den Anruf schnappte mir den Telefonhörer. Trotzdem war ich aufgeregt und meine Hände zitterten, als ich die Nummer wählte. Was wäre, wenn ich mich geirrt hätte und die Zahl war doch keine Telefonnummer? Oder noch schlimmer, ich rief an und niemand würde abnehmen? Gespannt laschte ich in den Hörer und hörte nach einer Weile ein Klacken.

»Hallo«, sagte eine Stimme, aber es war nicht die, die ich erwartet hätte. Am anderen Ende mußte eine ältere Dame sprechen, jedenfalls klang es genauso. Meine Hoffnung begann, sich in Luft aufzulösen. Aber noch wollte ich nicht aufgeben. Ich nannte also meinen Namen und fragte, ob ich die erkrankte Mitschülerin sprechen konnte.

»Wieso denn?« wurde ich gefragt.

»Ich muß ihr noch die M...« Beinahe hätte ich »Mohrenköpfe« gesagt, aber dann hätte die alte Dame sicher gedacht, ich wollte sie auf den Arm nehmen. Also sprach ich nach kurzer Pause weiter:

»... die Mappen geben, von der Schule. Ich bin einer ihrer Schulkameraden.«

»Moment.«

Ich hörte, wie sie irgendwas rief und eine wesentlich leisere Stimme antwortete.

»Wann wollen Sie die Mappen vorbeibringen?« fragte die alte Dame.

»Wenn's geht, gleich jetzt. Ich kann mit meinem Auto vorbeikommen.«

Wieder hörte ich sie etwas rufen. Diesmal dauerte es ein bißchen länger, bis die leisere Stimme antwortete.

»Ja, das geht. Aber kommen Sie gleich.«

»Mache ich. In welcher Straße sind Sie denn?«

Sie beschrieb mir kurz, wo ich langfahren mußte. Ich bedankte mich und legte auf. Wenig später befand ich mich mit der Schultasche und dem Mohrenkopfkarton im Auto und war nach kurzer Suche am Ziel angekommen. Das Haus stand etwas abseits von den anderen Häusern dieser Stadt, und bis zur Kreuzung, von der ich sie jeden Morgen abholte, brauchte man mindestens eine halbe Stunde zu Fuß. Bisher dachte ich, es schwer zu haben, daß ich so früh aufstehen mußte, aber sie mußte demnach noch viel früher aus dem Bett, um pünktlich bereitzustehen. Ich stieg aus. Dieses Haus vor mir schien schon etwas älter zu sein, es war relativ klein, machte aber einen guterhaltenen Eindruck. Schließlich war ich die Stufen hinaufgegangen und klingelte.

Eine Weile passierte gar nichts. Dann öffnete sich die Tür, und ich sah tatsächlich eine hagere, ältere Dame vor mir. Ich stellte mich nochmal vor.

»Folgen Sie mir«, sagte die Alte, als ich eingetreten war. Es ging durch einen dunklen Flur bis vor eine Tür, an der allerlei bunte kleine Schilder hingen. Die alte Dame klopfte.

»Herein!« hörte ich eine bekannte Stimme sagen.

Die Tür ging langsam auf, wie die Tür von einem Schloß, und von Musik begleitet sah ich eine weibliche Gestalt, hinter der es hell war, aber die Schatten vom Flur fielen auf ihr Gesicht.

»Denk dran, geh gleich wieder ins Bett! Und macht nicht zu lange!« mahnte die alte Dame.

»Ja, Oma!« antwortete sie. Dann trat sie noch einen Schritt nach vorn, und ich konnte ihr Gesicht sehen, das mich wieder mit diesem wunderbaren Lächeln begrüßte.

»Hallo, komm 'rein«, sagte sie.

»Vielen Dank!«

Ich sah mich um. Das Zimmer war relativ klein, aber gemütlich und wurde in der Mitte von ein paar Holzpfeilern getrennt, an denen sie eine Pinnwand, ein paar Bilder und noch ein paar andere Dinge aufgehängt hatte. Rundherum waren die Wände mit allerlei Postern geschmückt. In der einen Ecke stand ein altertümlicher Schrank, daneben eine Kommode und gegenüber ein kleiner Schreibtisch. In der anderen Ecke, gegenüber den Holzpfeilern, befand sich ihr Bett und ihr Kassettenrekorder. Eine Zimmerleuchte konnte ich dagegen nicht entdecken, stattdessen wurde der Raum durch eine alte Stehlampe neben der Tür, ihrer Schreibtischlampe und ihrer Nachttischlampe erhellt. Irgendwie fand ich es direkt romantisch. »Komm, setz' dich!« bat sie mich nun. Ich folgte und sie schlüpfte wieder in ihr Bett. Erst jetzt sah ich, daß sie einen Schlafanzug trug.

»Wie geht es dir?« fragte ich sie.

»Geht schon wieder besser«, antwortete sie, »heute morgen hatte ich so ein komisches Gefühl und Halsschmerzen. In der ersten Stunde kamen noch Übelkeit und Schwindelgefühle dazu. Mir tat alles weh, und deshalb habe ich den Lehrer gebeten, nach Hause zu dürfen. Er hat dann ein Taxi gerufen und dem Taxifahrer gesagt, er soll mich gleich zum Arzt fahren.«

»Was hat der Arzt gesagt?« fragte ich besorgt.

»Er meinte, ich hätte sowas wie eine Kreislaufschwäche durch eine verschleppte Erkältung. Ich habe ja niedrigen Blutdruck und normalerweise kommt mein Körper trotzdem mit Erkältungen klar, aber irgendwann macht es sich doch bemerkbar, besonders jetzt, wo ich meine Periode habe.«

Ich staunte Bauklötzer, und sie bemerkte das auch.

»Wundert dich irgendwas?« fragte sie.

»Ja. Du bist das erste Mädchen, das mit mir über ihre Periode gesprochen hat«, gab ich offen zu.

Sie zuckte mit den Schultern und meinte dann:

»Das ist doch nichts Besonderes, warum sollte ich es dir nicht erzählen? Nur weil du zufällig männlich bist und sie nicht hast? Verstehen kannst du es ja trotzdem.«

Jetzt mußte ich lächeln, und sie lächelte zurück. Dann sagte sie:

»Weißt du, daß du der erste Junge bist, der mich besucht?«

»Echt?« fragte ich verwundert, »Wieso denn das?«

»Andere haben sich halt bisher nicht getraut«, antwortete sie ein bißchen verschmitzt. Dann meinte sie ein wenig erstaunt:

»Du bist überhaupt ganz anders als alle, die ich je in meinem Leben getroffen habe.«

»Wie meinst du das?« wollte ich wissen.

»Du bist der einzige in der ganzen Schule, der nett zu mir ist. Du hast wegen mir Auseinandersetzungen mit deinem Tischnachbarn und sicher auch mit den anderen in der Fahrgemeinschaft auf dich genommen, als ich mit euch fahren wollte. Außer dir hat noch nie jemand auf mich gewartet, ich war immer froh, wenn ich dich nach dem Schulschluß in der Pausenhalle gesehen habe. Du warst auch der erste, der mehr von den Gesundheitsbonbons haben wollte. Und außerdem bist du der einzige, der jemals bewußt meinen Blick spüren wollte. Warum?«

Das war eine gute Frage. Glücklicherweise hatte ich die Antwort schon im Kopf.

»Weißt du, es gibt da diesen berühmten Satz: Man sieht nur mit dem Herzen gut, denn das Wesentliche ist unsichtbar für die Augen. Und ich habe mich bemüht, dich mit beidem zu sehen. Am Anfang war es immer so, daß ich so eine Art Kriechstrom gespürte habe, sobald du in mein Blickfeld kamst. Aber es war nicht unangenehm, sondern für mich war es etwas Besonderes.«

»Ich bin aber gar nichts Besonderes.«

»Doch, bist du.«

Die Verwunderung stand ihr ins Gesicht geschrieben.

»Warum?« fragte sie.

Ich überlegte kurz, dann antwortete ich:

»Ganz einfach: Du bist nett, offen und zuverlässig, hast im Gegensatz zu vielen deiner Klassenkameradinnen auch echt was im Kopf, gibst auch mal was, hast Humor und man kann sich total gut mit Dir unterhalten. Außerdem bist du richtig natürlich, verstellst dich nicht und hast ein wunderschönes Lächeln.«

»Wirklich?« fragte sie, und eben dieses Lächeln trat bei ihr jetzt wieder zutage. Dann wurde sie wieder skeptisch.

»Eins verstehe ich trotzdem nicht: Warum hattest du nie Angst vor meinem Blick?«

»Weil ich keine Angst zu haben brauchte: Ich vertraue dir«, erklärte ich mit einem gewissen Stolz in der Stimme.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, gab sie zu, und in ihrer Stimme lag plötzlich Traurigkeit, »mir hat noch nie jemand so vertraut wie du. Ich war auch noch nie für irgendwen etwas Besonderes. Es hat auch noch nie jemand so viel für mich getan wie du. Ich bin dir so dankbar!«

Sie schien gerührt zu sein, und ich war mir nicht sicher, ob ich weiterfragen durfte. Aber da hatte ich die Frage schon ausgesprochen:

»Warum hat es denn niemand getan?«

Als sie mir jetzt in die Augen sah und zu erzählen anfang, konnte ich in ihren einen Schimmer tiefsten Vertrauens sehen, und es wurde mir bewußt, daß ich nun etwas erfahren würde, was sie noch nie jemandem vorher erzählt hatte.

»Meine Eltern sind beide Unternehmer und wollten eigentlich keine Kinder. Dann kam ich auf die Welt und in den ersten Jahren gaben sie sich Mühe, gute Eltern zu sein. Als ich fünf wurde, ließen sie mich allmählich spüren, daß ich ihnen lästig war. Wenn andere Kinder spielen durften, mußte ich immer etwas für sie erledigen. Sie meinten ich sei alt genug dafür, Aufgaben zu übernehmen. Am Anfang waren es nur Kleinigkeiten, aber mit den Jahren wurde es immer mehr. Ich hatte nie Zeit Freunde zu finden, weil ich ständig bei meinen Eltern mitarbeiten mußte. Aber es wollte sowieso niemand etwas mit mir zu tun haben, weil alle Angst vor meinem Blick hatten, er wäre so dämonisch, sagten sie mir. Jedenfalls wurde es immer schwerer für mich, das alles zu ertragen, ich nahm immer mehr ab und meine schulischen Leistungen verschlechterten sich so sehr, daß die Vertrauenslehrerin der Schule mich eines Tages sehen wollte und alles erfuhr. Sie verständigte das Jugendamt, meinen Eltern wurde die Erziehungsgewalt entzogen und ich kam zu meinem Großeltern. Von da ab ging es mir wieder besser, und ich fand auch eine Freundin. Aber ich hatte sie nur ziemlich kurz, sie sagte eines Tages zu mir, sie müsse sich von mir trennen, weil ihre Freundinnen Angst vor mir hätten und ihr sonst die Freundschaft kündigen würden. Von da an war ich wieder allein und es ging so weiter, bis ich in die Schule kam, in der du auch bist.«

»Sag mal, deinen Blick, hattest du den denn schon immer?« fragte ich vorsichtig.

»Ja, ist angeboren«, sagte sie mit Resignation in der Stimme, »ich habe mal versucht, ihn wegzuschminken, aber es sah dann nur noch schlimmer aus. Also ließ ich es gleich ganz sein.«

Plötzlich schaute sie mich wieder verwundert an.

»Weißt du, ich war total erstaunt, als du mir erzählt hast, du hättest durch meinen Blick ein Meer und ein Licht gesehen. Ich habe mich danach extra vor den Spiegel gestellt, aber da ist nichts passiert. Du mußt eine große Vorstellungskraft haben.«

»Ich glaube, die Kraft geht in diesem Fall aber von dir aus«, erklärte ich, »und ich bin dir heute noch dankbar, daß ich dir in die Augen sehen durfte. Deshalb habe ich dich heute auch gesucht, um...«

Die Mohrenköpfe! Jetzt fielen sie mir siedend heiß wieder ein. Ich griff zu meinem Beutel und zog sie heraus.

»Magst du die?« fragte ich.

»Ja klar«, sagte sie lächelnd.

»Bittesehr, sie gehören hiermit alle dir.«

»Danke. Ißt du welche mit?«

»Wer kann dem freundschaftlichen Angebot einer solch reizenden jungen Dame wie dir schon widerstehen« scherzte ich. Sie kicherte, dann gab sie mir einen und sagte:

»Für den reizenden jungen Herrn mit dem großen Mut vor dem dämonischen Blick!«

Ich verneigte mich, dann aßen wir zusammen die ersten Mohrenköpfe. Sie waren beide schwarz. Allerdings war es eine gemischte Schachtel, es waren also auch weiße Mohrenköpfe dabei.

»Moment, ich leg' mal eine Kassette ein« sagte sie. Die Kassette hatte sie schon in ihrer Hand, aber sie hätte sich verrenken müssen, um an den Kassettenrekorder zu kommen, der zu weit neben ihrem Bett stand. Ich nahm ihr die Kassette ab und legte sie ein.

»Du brauchst nicht immer alles allein zu machen«, erklärte ich ihr, »Freunde helfen sich immer gegenseitig.«

»Freunde?« fragte sie, »Heißt das, du willst dich mit mir anfreunden?«

Ich ahnte, daß jetzt ein weiterer magischer Moment kommen würde und antwortete:

»Ja, wenn du einverstanden bist.«

Sie zwinkerte verwirrt.

»Ich muß dich aber darauf hinweisen, daß du es nicht leicht mit mir haben wirst.«

»Warum?«

Wieder lag Traurigkeit in ihrer Stimme.

»Es könnte genau dasselbe passieren wie damals mit meiner Freundin: Deine Freunde könnten dir wegen mir die Freundschaft kündigen wollen, weil ich ihnen zu unheimlich bin. Und ich kenne mich mit Freundschaften nicht aus, es könnte also sein, daß ich schnell mal was falsch mache.«

»Gib mir mal deine Hände.«

Sie gab sie mir, obwohl die Verwunderung in ihrem Gesicht abzulesen war.

Während ich ihre Hände hielt, schaute ich ihr direkt in ihre Augen, die so grün waren wie die irische Insel, und sagte dann:

»Genauso, wie ich jetzt deine Hände halte, will ich immer deine Freundschaft halten, zu dir stehen und dein Vertrauen bestärken, und ich wünsche mir daß wir von jetzt ab gute Freunde sind und auch bleiben werden, egal was kommt. Dafür drücke ich uns die Daumen.«

Ich drückte statt der Daumen leicht ihre Hände, und als ich sie ihr zurückgeben wollte, sagte sie:

»Das war lieb von dir. Darf ich dir auch was geben?«

»Na klar.«

»Ich möchte dich umarmen.«

Ich rückte extra noch näher mit dem Stuhl an ihr Bett heran. Dann umarmte sie mich, zog sich an mich und sagte:

»Ich bin froh, daß wir Freunde sind.«

Sie löste die Umarmung wieder. Weil dadurch die Bettdecke verschoben wurde, fiel der Karton mit den Mohrenköpfen rappend herunter auf den Fußboden. Zum Glück war keiner herausgefallen.

»Das müssen wir mit den weißen Mohrenköpfen besiegeln, einverstanden?« fragte ich grinsend.

»Total einverstanden«, war ihre Antwort.

Gerade waren wir dabei, die Mohrenköpfe zu verputzen, da klopfte es an der Tür.

»Das ist sicher wieder meine Oma«, sagte sie und rief: »Was ist?«

Die Tür öffnete sich und es war tatsächlich ihre Oma, die hereinschaute.

»Alles in Ordnung? Es wird langsam Zeit zu gehen!« sagte die alte Dame.

»Mir geht es gut, Oma. Aber darf mein Klassenkamerad noch ein bisschen bleiben? Wir bereiten gerade den Tag für morgen vor und sind noch nicht ganz fertig.«

»Na gut. Ich komme später nochmal wieder«, sagte ihre Oma und ging wieder.
»Coole Ausrede« meinte ich zu ihr und grinste.
»Klar« sagte sie und lächelte, »gute Freunde helfen sich immer gegenseitig.«

Epilog: Kraft der Freundschaft

Natürlich ging unser Gespräch noch weiter. So erfuhr ich beispielsweise von ihr, daß ihr Name aus dem Buch eines sibirischen Autors ihrer Eltern stammte und etwa »pfeilschnelles Mädchen« bedeutete. Sie wußte aber nicht, warum ihre Eltern gerade diesen Namen gewählt hatten. Und sie sagte mir auch, daß sie mich heute abend anrufen hätte, um ihr plötzliches Verschwinden zu erklären und mitzuteilen, daß sie morgen wieder mitfahren würde.

Außerdem beschlossen wir, in Zukunft unsere Hausaufgaben gemeinsam zu machen.

Meine Freunde verhielten sich ihr gegenüber erwartungsgemäß neutral. Sie sahen sie das erste Mal, als sie zu meiner Geburtstagsfeier kam, wobei sie etwas aufgeregt war, da dies ihre erste Einladung zu einer solchen Feier war. Sie hatten aber kein Problem mit ihrer unheimlichen Aura, und nach anfänglichen Berührungsängsten fühlte sie sich zum Glück ganz wohl, sicherlich auch, weil meine Schwester ebenfalls an der Feier teilnahm und sie somit nicht das einzige Mädchen war.

Der einzige, der sich mit meiner Freundschaft zu ihr etwas schwertat, war mein Tischnachbar, der es nicht lassen konnte, mich mit seinen sarkastischen Bemerkungen zu provozieren. Weil ich dann aber immer nur mit den Schultern zuckte und seine Aussagen ignorierte, ließ er es bald sein und nahm es hin, wie es war. Zwar änderte sich nichts daran, daß die Mädchen in unserer Klasse ihre neue Mitschülerin weiterhin mieden, aber nachdem klar war, daß sie mit dem neidvollen Gerüchteschüren keinen Erfolg mehr hatten, hörte wenigstens diese blöde Lästerei auf.

Die Freundschaft mit ihr trug jedenfalls Früchte, wir machten nicht nur unsere Hausaufgaben zusammen und paukten gemeinsam bei bevorstehenden Arbeiten, wir unternahmen auch hin und wieder so mal etwas. Unser gegenseitiges Vertrauen wurde so groß, daß wir uns wirklich alles erzählen und uns darauf verlassen konnten, daß der andere es verstand (und wenn nicht, daß er es sich erklären ließ). Wir waren halt beide auf derselben Wellenlänge.

Jetzt stellt sich wahrscheinlich die Frage, ob mehr aus dieser Freundschaft wurde, aber das weiß ich bis heute nicht. Nach wie vor sind wir einfach dicke Freunde. Nur eins kann ich jetzt schon sagen: Ich dachte damals, ich hätte schon alle seltsamen Seiten erlebt. Aber da irrte ich mich, denn schon bald sollte ich erfahren, daß es noch mehr davon gibt als die SIEBEN SEITEN DER SELTSAMKEITEN.